Die Fundgrube

Ein Bericht über die Wilde Jagd aus dem Jahre 1862. Dieser Bericht ist entnommen aus dem Manuskript „Sturm und Sonne, Erinnerungen aus großer Zeit für meine Kinder" von Prof. Dr. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M. (1858—1864).

„Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch noch einer völlig unaufgeklärten Begebenheit in Grevenbrück Erwähnung tun, die selbst dem nüchternen Papa viel Kopfzerbrechen gemacht hat:

Im Juni 1862 war es, als er an einem Freitagabend von Bodelschwinghs in Bamenohl, die mit uns sehr befreundet waren, besuchte. Er blieb zum Abendbrot dort und ging erst gegen Mitternacht heim. Es war ein wundervoller mondheller Abend. Die Chaussee lag zwischen dem Flüßchen Lenne und steilen, mit Buschwerk von jungen Eichen und Buchen bewachsenen Bergen. Tiefste Einsamkeit, nur ein schwarzer Hund läuft plötzlich über den Weg, da wird's nebenan auf den Bergen lebendig: ein Brechen, ein Balgen in dem Geäst, ein Rieseln von Geröll und Steinen, und dabei ein Wutgeschrei und grausiges Geheul von Stimmen, als ob Dutzende von Menschen dort oben rauften, massakriert und ermordet würden. Ein Grausen hat den Papa erfaßt, daß ihm sich die Haare sträubten und er in größter Hast nach Hause rannte, dort totenbleich in Schweiß gebadet ankam, sich ganz erschöpft aufs Bett warf und mir erst nach langer Zeit sein Erlebnis mitteilte. Er glaubte nicht anders, als daß durch die vielen fremden Bahnbauarbeiter, Polen und Italiener, ein fürchterliches Massaker verübt sei. In diesem Sinne machte er auch gleich anderen Morgens dem Bürgermeister von Bielstein Mitteilung und bat ihn, noch am selben Nachmittag den Tatort zu besichtigen. Dieser sagte auch zu, aber mit einer etwas eigentümlichen Bemerkung, die Papa ihm sehr übelnahm. Als aber beide Herren mit ihren Beamten den Bergkamm absuchten, fanden sie auch nicht das Geringste, was von einer Rauferei und Balgerei, noch gar von Mord und Totschlag hätte zeugen können. Kein Ästchen war geknickt, keine Fußspur zu entdecken, auch nichts von abgebröckeltem Geröll und Fußspuren. Papa war nicht wenig verblüfft, und als nun gar der Bürgermeister anfing, ihm etwas spöttisch zu insinuieren, er habe sicherlich die ‚Wilde Jagd' gehört, wurde er ganz empört, ob dieser kindischen Zumutung, wofür der obige Herr nur ein Achselzucken und den Trost hatte: Papa sei nicht der erste, der sie gehört habe. Papa ging noch am selbigen Tage nach Bamenohl und machte dem Baron von Bodelschwingh Mitteilung von seinem Erlebnis. Dieser machte nichts weniger als ein spöttisches Gesicht, ließ seinen Jäger rufen und bat, doch demselben sein Erlebnis zu erzählen. Der Mann, ein ernster und Zutrauen erweckender Mensch in mittleren Jahren, nickte bei allem, was er hörte, verständnisvoll, fragte nach diesem und jenem, so auch, ob nicht ein schwarzer Hund über den Weg gelaufen sei, und anderes mehr, und erklärte dann, Papa habe die ‚Wilde Jagd' gehört, wie er selbst schon verschiedene Male, was ja auch sein Herr wisse. Soviel und solange auch über die Sache verhandelt und untersucht wurde, es führte zu keinem aufklärenden Resultat."

Vater Schmidt war in Grevenbrück Direktor der „Germania-Hütte", eines kleinen Hochofenwerkes von Gabriel und Bergenthal. Die Schilderung stammt von der Mutter des Verfassers, der sie selbst von seinem Vater in gleicher Weise mehrfach gehört hatte. Wie der Verfasser ausdrücklich betont, trank sein Vater niemals Alkohol. Die Dämonologen und Pathologen mögen sich nun darüber streiten, ob bei diesem zielbewußten Mann der Wirtschaft Erscheinungen wie Angst, Epilepsie und Geistesschwäche vorauszusetzen sind. Wir wollen diese einwandfreie Überlieferung hiermit lediglich als Tatbestand bekanntgeben.

Pl.

Berichtigung: In dem Leitauffatz von Dr. Viergutz in Heft 5/37 wurden auf Seite 132 die Fußnoten vertauscht. Wir bitten, dies zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Viergutz, Leipzig. D. A. I. Vj. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Pinted in Germany.

Leipzig, Juli 1937 Heft 7

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 7

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt ein alemannisches Schmuckstück aus Pfahlheim in Württemberg.
Grabfund aus dem 6.–8. Jhdt.
(Entnommen aus Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 | Juli | Heft 7

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur

Zu Wilh. Grönbech, „Kultur und Religion der Germanen" (Hamburg 1937)

Von allen Germanenforschern hat der Däne Wilhelm Grönbech zweifellos das geschlossenste und eindringlichste Bild von der germanischen Gesamtkultur gezeichnet. Das Buch ist soeben in deutscher Übersetzung erschienen. Über seine umfassende Bedeutung lassen wir den Herausgeber der deutschen Ausgabe selbst urteilen.

Das „Selbstbewußtsein" eines Volkes hängt davon ab, wie es sich selber sieht, wie es seine Vergangenheit empfindet, wie ihm seine Art und seine Geschichte bewußt wird. Das ist die ungeheuere Verantwortung der Geschichtsschreibung: einzustehen für das Selbstbewußtsein der Völker. Ob ein Volk stolz auf sich selber ist, ob es Freude an sich und seiner Herkunft hat, davon hängt seine Haltung, sein Lebensmut und seine Lebensfreude ab.

Wir sprechen nicht nur von „Selbst*gefühl*", wir sprechen auch von „Selbst*bewußtsein*". Was ein Volk über sich und seine Herkunft *weiß*, das wird ihm zur Quelle von Kraft — oder von Schwäche.

Nicht auf Einzelwissen kommt es dabei an. Auch die größte Masse von Einzelheiten bleibt für *dieses* „Wissen" so lange völlig bedeutungslos, als sie nicht in ein historisches *Großbild* eingegliedert ist.

Dem Positivismus des 19. Jahrhunderts sind die geschichtlichen Großbilder abhanden gekommen. Noch gab es Großbilder der griechischen und der römischen Kultur — aber wo bleibt die Gesamtschau unserer eigenen Vergangenheit, die Frühes *und* Späteres umfaßt? Zersplittert wie unser politisches Dasein blieb auch unser Wissen um unser geschichtliches Sein.

Ein nordischer Gelehrter hat uns nun ein wirkliches *Gesamtbild* unseres Altertums gegeben. Es ist das erste in seiner Art.

Einzeldarstellungen von verschiedenen Teilgebieten des altgermanischen Lebens — von Recht, Mythos und Kult, Wehrorganisation, Dichtung usw. — besitzen wir genügend. Doch auch die ausgezeichnetsten Darstellungen dieser Art schneiden ja immer einen Teil

aus dem Organismus des Gesamtlebens und präparieren ihn für sich. Mag nun ein solches Einzelpräparat eines Glieds noch so sauber gearbeitet sein — niemals bietet es einen Ersatz für das lebendige Ganze. Gesamtbilder vom Leben unserer Völkerfamilie geben sie nicht.

Grönbech aber ist aufs Ganze gegangen. In seinem gewaltigen Werk (das zuerst 1909 bis 1912 in dänischer Sprache erschien, dann 1928 in englischer Bearbeitung), sind tausende von Einzelheiten verarbeitet. Niemals jedoch bleibt dabei sein Blick am Detail haften, sondern er richtet sich immer wieder aufs Große.

„Friede", Ehre, Heil: das sind die tragenden Lebensmächte in Grönbechs Germanenbild. Nicht durch abstrakte philosophische Definitionen führt er seine Leser in die Welt des Altertums ein. Er stellt ganz konkrete, anschauliche Berichte alter Quellen vor uns hin, Schilderungen von Menschen und Ereignissen, die den modernen Historiker vielleicht zunächst unbegreiflich anmuten. Er macht es seinen Lesern nicht „leicht", indem er die Unterschiede zwischen den Alten und den Heutigen verwischt oder vertuscht. Im Gegenteil! Er führt uns mit Vorliebe gerade vor s o l c h e Traditionen und Sitten, die uns auf den ersten Blick unbegreiflich scheinen. Aber gerade darin erweist er seine überlegene Meisterschaft: er versteht es, uns Schritt für Schritt in den Geist jener längstvergangenen Jahrhunderte hineinzugeleiten, bis wir allmählich verstehen lernen, warum diese Menschen so handeln m u ß t e n, wie sie handelten. Am glänzendsten vielleicht ist Grönbech das bei der Deutung der Blutrache gelungen, die ja bekanntlich das große, immer wiederkehrende Motiv der germanischen Heldendichtung und der Isländersagas wie des altgermanischen Rechtswesens ist. Blutrache — das galt als der Inbegriff des Schauerlichen, Barbarischen, Verabscheuungswürdigen für den „aufgeklärten" Zivilisationsmenschen, sie ist wohl dasjenige Motiv, das ein unmittelbares menschliches Verstehen der Frühzeit am schärfsten und zähesten erschwert hat.

Grönbech versucht nicht, die Blutrache als etwas Nebensächliches oder gar als etwas Harmloses hinzustellen, etwas, „das im Grunde gar nicht so schlimm" oder „gar nicht so gefährlich" gewesen wäre. Er sieht diese Macht der Vorzeit in ihrer vollen Gewaltsamkeit und Härte.

Aber im Gegensatz zu den üblichen vergangenheitsfernen Geschichtsbetrachtern, die hier von Barbarei usw. reden und ihrer entsetzten moralischen Entrüstung über das Urtümliche mehr oder weniger unverhüllt Ausdruck geben, sucht uns Grönbech die Vorzeitsitte v e r s t e h e n zu lassen. Und es gelingt ihm: Er zeigt, wie die Friedensgemeinschaft der Sippe eine umfassende E i n h e i t ist, die aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberragt und in der die Toten lebendig bleiben, solange Heil und Ehre des Ganzen lebendig sind. Einem Toten G e n u g t u u n g schaffen, heißt, sein H e i l wiederaufrichten und so die Lebenskraft des Ganzen emporführen.

Die Blutrachesitten schon zeigen, daß diese „Friedens"-Gemeinschaften nicht etwas „Friedliches" im modernen Sinn dieses Wortes waren. „Friede" bedeutet hier gegenseitige Unverletzlichkeit und Lebenseinheit. Mitglieder einer s o l c h e n Gemeinschaft werden einander so wenig zu verletzen streben wie die Glieder eines Leibes. Es gilt hier wiederum, die Grundlagen der alten Kultur nicht dadurch mißzuverstehen, daß man ihnen gedankenlos naiv die neuzeitlichen, im 19. Jahrhundert herausgebildeten Wortbedeutungen unterschiebt. Auch ein kriegführendes Heer z. B. ist eine „Friedensgemeinschaft" im Grönbechschen Sinn: denn auch innerhalb der alten Kampf-Verbände, die echte Gemeinschaften bildeten, sind die einzelnen für einander unverletzlich wie innerhalb der Sippe. Und die altgermanischen „Friedensgemeinschaften", Sippen genau so wie Kriegerbünde, sind durchwegs Kampfgemeinschaften gewesen.

Es ist das ganz besondere Verdienst Grönbechs, daß er die gesamte Kulturentwicklung von der G e m e i n s c h a f t her sieht, nicht vom losgelösten Individuum aus. Das ist bei ihm nicht nur Programm geblieben, sondern er hat es bis ins Letzte durchgeführt. Gerade in dieser Hinsicht ist Grönbechs Geschichtsdarstellung schlechthin revolutionär und leitet nach einer jahrzehntelangen Vorherrschaft individualistischer Betrachtungsweisen eine neue Epoche der Forschung ein. Sein Kampf gegen den Individualismus wird dabei dem Individuum völlig gerecht. Er weiß die großen und starken Charaktere, an denen unser Altertum so reich ist, in ihrer kantigen Schärfe, ihrer heißen Leidenschaft und ihrem trotzigen Eigenwillen voll zu würdigen. Und trotzdem zeigt er mit unwidersprechlicher Klarheit, wie auch die eigenwilligsten Gestalten dieser Kultur nur als Glieder ihrer Gemeinschaften zu verstehen sind, wie ihre Handlungsweise, ihr praktisches Verhalten und Reagieren — dem modernen verbürgerlichten Menschen oft so fremdartig und unbegreiflich — nur dann zu verstehen ist, wenn man den einzelnen, auch den härtesten und wildesten, eingeordnet sieht in die Gemeinschaft, von ihr getragen und beseelt, in ihrem Interesse handelnd, ihrem Dienst, im guten wie im bösen geweiht. Auch hier erweist Grönbech wieder seine Kunst der Deutung: er stellt uns vor alte Berichte, die zunächst gänzlich paradox scheinen, und bringt uns dann auf den Punkt, von wo aus wir das innere Gefüge der Seelenhaltung überschauen und das vorher Unbegreifliche als innerlich n o t w e n d i g verstehen lernen. Gerade weil Grönbech uns den Weg zum Altertum nicht durch Wegräumen des Schwierigen erleichtert und verkürzt, sondern absolut unbestechlich die Dinge zeigt, wie sie sind — gerade darum kann jeder, der ehrlichen Willens die Wirklichkeiten kennenzulernen strebt, von Grönbech unerhört viel Neues lernen. Der ehrliche Wille zur ungeschmälerten, ungeschminkten W a h r h e i t der Geschichte ist dabei allerdings unerläßliche Voraussetzung. Niemals hat er Tatsachen als unbequem überdeckt oder gedreht. Und sein Bild der Vorzeit ist d o c h eins der stolzesten geworden, das wir besitzen. Daran mögen sich alle die ein beschämendes Vorbild nehmen, die so tun, als ergäbe sich nur dann ein erträgliches Bild des Germanentums, wenn man die Geschichte erst mehr oder minder retuschiert. Unsere Vergangenheit und Herkunft verträgt es durchaus, daß man ihr gerade ins Auge schaut! Mögen das alle von Grönbech lernen!

Für uns Deutsche ist es von besonderer Bedeutung, daß hier ein nordischer Gelehrter ein Gesamtbild des g a n z e n Germanentums entwirft und dabei gänzlich frei bleibt von dem häufigen Fehler, das Nordgermanentum g e g e n das Südgermanentum a u s z u s p i e l e n und damit zwischen Deutschland und Skandinavien eine Kluft aufzureißen. Grönbech hat einen feinen Sinn für die Eigenart der einzelnen Stämme. Aber er sieht über den Sonderungen vor allem das beherrschende G e m e i n s a m e.

Bekanntlich ist eine solche Einstellung bei weitem keine Selbstverständlichkeit. In Skandinavien gibt es zahlreiche und laute Stimmen, die den Norden und Deutschland dadurch als Gegensätze hinzustellen streben, daß sie Skandinavien (und England) als Länder des „reinen" Germanentums hinstellen, Deutschland aber entsprechend eben als weniger „rein", weil südlicher. Es wäre leicht, hier einige Beispiele derartiger Agitation gegen Deutschland anzuführen. Gerade in den letzten Jahren ist dieses Nord-Süd-Schema aus leicht erkennbaren Gründen besonders aktuell geworden. Wer die skandinavische politische Tagesliteratur verfolgt, in der sich besonders in den letztvergangenen Jahren viele energisch bemühen, Skandinaviertum und Deutschtum als Gegensätze, ja als Wertgegensätze, hinzustellen — der wird diesem Nord-Süd-Schema immer wieder begegnen. Es wird als eine der wirksamsten politischen Waffen gegen Deutschland verwendet ...

Grönbech ist von diesem Nord-Süd-Schema völlig frei. Man darf ihn als einen der g r ö ß t e n E r f o r s c h e r d e s G e m e i n g e r m a n i s c h e n bezeichnen.

Das allen Germanenstämme Gemeinsame zu erfassen, war bekanntlich das Ziel der Brüder Grimm, besonders des genialen Jacob Grimm. Sein gigantisches Lebenswerk umfaßt in der Tat sämtliche Germanenvölker. Nicht nur in der Darstellung der germanischen

Sprachen ist er auf die Ganzheit der Germanen ausgegangen, auch im Recht, in der Sage, in der Mythologie.

Aber nach Grimm ist die Gesamtschau des Germanentums fast verlorengegangen, so Unabsehbares auch die Einzelforschung geleistet hat. Dem Positivismus geht auch hier die konkrete Beziehung zum Ganzen verloren.

Auf dem Gebiet der Dichtung hat erst Andreas Heusler in einer Reihe von glänzenden Untersuchungen und Darstellungen eine echte Gesamtschau gewonnen, so daß wir heute in der Literaturgeschichte wirklich ein gemeingermanisches Bild besitzen, dem die Werke und Kunstformen aller Germanen eingegliedert sind. Prachtvoll klar und anschaulich hat Heusler gezeigt, welch feste, formstrenge, durch und durch eigengestaltige Einheit die altgermanische Literatur darstellt. Eine solche durchgeformte Einheitlichkeit der Kunst über Meere und Stammesgrenzen hinweg ist nur zu verstehen aus einer beherrschenden geistigen und kulturellen Gemeinsamkeit der verschiedenen Stämme bis weit ins Mittelalter hinein.

Diese Gemeinsamkeit bewährt nun Grönbech weit über das Literarische hinaus auf fast allen Gebieten des Daseins: im Sozialen, besonders im Aufbau der Sippe, im Erleben von Ehre und Heil, in den germanischen Kultformen (denen man sehr unrecht tut, wenn man sie einfach mit dem Schlagwort „magisch" abtut), im Brauchtum und den Glaubensvorstellungen, besonders aber in dem charakteristischen Ineinandergreifen von Sitte, Ethos und Mythos. Dabei hat Grönbech (und dadurch unterscheidet sich dieser Bornholmer von den meisten seiner städtischen Fachkollegen!) keine Angst vor dem Urtümlichen. Das zivilisatorische Fortschrittsdenken des europäischen Westens und Amerikas hat es ja bekanntlich mit sich gebracht, daß das Wort „primitiv" einen schlechten Klang angenommen hat und so etwas wie „untermenschlich" zu bezeichnen begann. Diese Bedeutungsverschiebung ist um so lehrreicher, als das Wort an sich ja bloß das Anfängliche, das Erste (zu lateinisch „primus": „der erste"), das Urtümliche, Ursprungsnahe bezeichnet. — Erst im zivilisatorischen Fortschrittsdenken wurde diese Bezeichnung des Urtümlichen ein Schimpfname — durchaus konsequent für eine Anschauungsart, die im Altertümlichen, Frühzeitlichen nur etwas Minderwertiges zu sehen vermochte!

Grönbech ist von jenem (ja besonders vom Amerikanismus ausgebildeten) Denkschema himmelweit entfernt. Ihm ist die Vorzeit nie und nirgends verächtlich, auch dort nicht, wo sie sich vom modernen städtischen Rationalismus völlig unterscheidet. Grönbech hat die wahre Ehrfurcht vor der Geschichte. Diese Grundhaltung gibt ihm die Überzeugung, daß auch in den altertümlichsten Formen unserer Frühzeit ein sinnvoller Kern stecken muß. Und es gibt wohl kaum einen zweiten Altertumsforscher, dem es so oft und so überzeugend gelungen ist, diese Kerne auch wirklich herauszuschälen. Wo ein leichtfertiger geschichtsfremder Gedankenhochmut nur allzu rasch bereit war, „primitiven Aberglauben" u. dgl. anzunehmen, da ist es Grönbech geglückt, tiefe symbolische Gehalte zu erschauen. Keiner, der sich irgendein Organ für das Urtümliche und seine eigenartige Kraft bewahrt hat, wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne daß sich ihm ein neues Gefühl für die Tiefe unserer Vorzeit erschließt.

In einer Richtung nur, so glaube ich, bedarf Grönbechs Bild einer wesentlichen Ergänzung:

Seine Darstellung geht von der Isländersaga aus und nimmt im ganzen die isländischen Verhältnisse als typisch für die ganze altgermanische Kultur. Das mag für viele Lebensgebiete wenigstens annähernd zutreffen. Für einen Bezirk gilt es nicht, und das ist die politisch-soziale Gliederung. In dieser Hinsicht ist Island, das so häufig als Urtypus der altgermanischen Kultur angesehen wird, nicht ein Durchschnittsbeispiel germanischer Lebensformen, sondern eine weit abstehende Ausnahme. Da dies nicht nur in Grönbechs Buch wenig hervortritt, sondern auch sonst in der Regel völlig ignoriert wird (und zwar von Fachleuten und von anderen), so sei hier wenigstens das Wesentlichste dieses Unterschiedes angedeutet. Denn er ist für die machtpolitische Beurteilung der germanischen und damit der europäischen Geschichte von ganz entscheidender Bedeutung:

Island hat — im Gegensatz zu fast allen anderen Germanenstämmen — nie eine Außenpolitik gehabt. Nur die kleinen ozeanischen Inselsiedlungen auf Grönland, den Färöern usw. ähneln darin Island, das niemals einen Volkskrieg zu führen hatte. Diese weltentlegene Insel ist infolge ihrer weiten Entfernung von größeren Staaten nie von außen angegriffen worden, hat nie als Ganzes einen Angriffs- oder Abwehrkrieg durchzukämpfen gehabt. Dementsprechend fehlt in Island nicht nur die Institution eines Volksheeres, die bei allen anderen Germanen vorhanden ist, sondern überhaupt alle großen, übergreifenden, staatstragenden Wehrverbände. Die Sippen sind hier die obersten politischen Aktionseinheiten.

Es hat bekanntlich auch in Island nicht an Kämpfen gefehlt. Aber diese Kämpfe sind — wie jedermann aus den Isländersagas weiß — durchwegs Sippenfehden. Nun hat es gewiß auch bei sämtlichen übrigen Germanenstämmen solche Familienkämpfe und Blutrachefehden gegeben. Aber diese Kämpfe und ihre Organisation sind dort überhöht durch die Organisation des Stammes und durch sein Ethos, seine Pflichten. Das bedeutet: Den Interessen der politischen Volksgemeinschaft müssen die Einzelinteressen, auch die Interessen der einzelnen Familien und ihrer Blutrachefehden, untergeordnet werden. Wer z. B. das Familieninteresse über das Stammesinteresse stellt, indem er sich, um einen Familienkampf besser durchführen zu können, mit Feinden seines Stammes verbündet, der ist ein Verbrecher, ein Hochverräter (wie er es auch für uns heute noch wäre).

Diese unbedingte Überhöhung der Einzelfamilien und ihrer Sonderinteressen durch übergreifende Organisationsformen gilt dagegen nicht für Island, des Land ohne Außenpolitik. Hier sind die Familiengruppen in der Tat „das Höchste". Deshalb wird aber Island auch immer wieder von Blutrachefehden zerrissen, denen ganze Bezirke zum Opfer fallen. Das Allthing selbst — bei den anderen Germanen die eigentliche Trägerin der politischen Volksgemeinschaft — ist in Island immer wieder Kampfplatz innenpolitischer Gegensätze, nicht Machtorganisation außenpolitischer Einheit.

Dieser Gegensatz zwischen der isländischen Inselsiedlung und den anderen Germanenstämmen geht bis ins Letzte. Man könnte ihn geradezu ganz exakt statistisch nachweisen:

Wir kennen durch die Isländersagas die Lebensschicksale von vielen Hunderten von Einzelpersonen. Jeder Leser der Sagas weiß, daß ein sehr großer Prozentsatz der Männer von Island im Kampf gefallen ist. Und zwar eben weil in Island die Familiengruppen die „obersten" Kampfeinheiten waren, starben sie in Familienfehden.

Bei den anderen Germanenstämmen, solchen mit „Außenpolitik", ist ebenfalls die Anzahl der Schlachttoten sehr groß. Keineswegs aber fallen hier die meisten im Dienst von Familienkämpfen. Das wichtigste sind hier vielmehr die Kämpfe des Volksganzen oder großer Gefolgschaften gegen außen. Damit aber dient dieses Blut großpolitischen Aufgaben. Und während sich die Kampfinstinkte in Island fast immer gegen innen wandten und so zur gegenseitigen Selbstzerfleischung führten, haben sie anderwärts dem staatlichen Aufbau gedient. Man vergleiche, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Geschichte Englands mit der von Island. „Friedlich" war keine von beiden. Aber während bei den isländischen Familienkämpfen sich gerade die besten gegenseitig ausmorden, führt in England die Überhöhung der Einzelfamilien durch größere Wehr-

verbände und staatstragende Gefolgschaften zum **großpolitischen Aufbau**, der selbstverständlich auch wiederum den Einzelsippen und der Sicherung ihres Lebensraumes zugute kommt.

Die Folgen sind heute noch klar zu sehen: In Island hat sich gerade die nordische Rasse am stärksten gelichtet, da sie auch hier wie überall in erster Front gekämpft hat, wobei sich in den Blutrachefehden gerade die Besten gegenseitig vertilgten. In England (und ähnlich auch in Deutschland) hat durch die weitergreifenden politischen Organisationsformen, die den einzelnen in Dienst nahmen, eine höhere Ordnung jene Kampfinstinkte **für den historischen Aufbau fruchtbar gemacht**.

Die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen. Das englische (ebenso das deutsche) Sozialsystem hatte eine Zukunft, das isländische hatte keine! Island hat, geschwächt durch ununterbrochene Kämpfe der Einzelfamilien, seine politische Selbständigkeit schon wenige Jahrhunderte nach der Besiedlung verloren und ist dann bis weit in die Neuzeit hinein ein politisch willenloses und machtloses Ausbeutungsobjekt anderer, straffer organisierter Staaten geworden. England aber hat mit seinem System das größte Reich der Weltgeschichte aufgebaut und hat damit auch der nordischen Rasse unabsehbare **biologische** Möglichkeiten geschaffen. Und ein ähnliches gilt für die anderen germanischen und indogermanischen Staatsvölker nordischer Rasse. Keines von ihnen hatte, soweit wir irgend sehen können, als Sozialform ein loses, unüberhöhtes Nebeneinander von Einzelsippen. Überall erheben sich über den Einzelfamilien umgreifende Wehrverbände als eigentliche Träger der politischen Macht und gleichzeitig als Stützer des völkischen Lebensraumes und der in ihm lebenden Familien. Diese politische Funktion muß keineswegs immer ein Volksheer sein. Es können auch Wehrorganisationen von anderer Art sein — man denke in unserer Geschichte nur z. B. an den Ritterorden oder etwa in Japan an die Samurai. Stets aber werden Träger der geschichtlichen — auch für das Gedeihen der Einzelfamilien unentbehrlichen! — Macht mannschaftliche Wehrverbände sein.

Sie fehlen auf Island. (Daher tritt hier auch Wodan, der Gott der Kriegerverbände, weit zurück, während er bei den meisten übrigen Germanenstämmen bekanntlich der höchste Gott war: das ist, wie ich glaube, und an anderem Orte ausführlich zeigen werde, der religionshistorische Ausdruck der Tatsache, daß hier überall die Wehrmannschaft die oberste Stelle innehatte.)

Diese wenigen skizzenhaften Striche müssen hier genügen, um anzudeuten, wie völlig falsch es ist, die isländische Sozialform als Urtypus oder gar als „Ideal" politischen Aufbaus hinzustellen und demgegenüber die Formen der englischen oder deutschen Geschichte als „minderwertig" zu bezeichnen.

Das gerade Gegenteil ist richtig: das isländische unstaatliche Familienkonglomerat muß gegenüber der Lebensform der übrigen Germanen als **Ausnahme** angesprochen werden, die sich als historisch nicht auf die Dauer lebensfähig zeigt. Das hat die Geschichte klar bewiesen. Das isländische System kann in der Tat „primitiv" genannt werden, aber diesmal wirklich im negativen Sinn, nicht im Sinn einer ursprünglicheren Frühform: denn wären die Germanen der Frühzeit und vor ihnen die nordischen Indogermanen nicht durch straffe Wehrorganisationen geführt worden, sondern wären sie durch Innerkämpfe zerrissene Sippenkonglomerate gewesen wie die Isländer — niemals hätten sie Europa und halb Asien erobert und die Welt unter die Führung der nordischen Rasse gebracht!

Ich habe diese Dinge etwas ausführlich dargelegt, weil auf diesem Gebiet verhängnisvolle Irrtümer begangen worden sind und die Gefahr besteht, daß deshalb die Isländersagas für die Bildung unseres eigenen, deutschen „Selbstbewußtseins" mehr Verwirrung als Klarheit schaffen. Das könnte leicht vermieden werden, wenn man die Sonderart der

isländischen Inselsiedlung gebührend scharf im Auge behielte. Das geschieht freilich meistens nicht. Gerade Grönbechs Begriffe und seine Ausdrücke wie „Midgard", „Utgard", „Friedensgemeinschaft" usw. sind in schädlicher Weise mißbraucht worden. Da das dänische Originalwerk der deutschen Öffentlichkeit aus sprachlichen Gründen nicht zugänglich war, haben sich Grönbechs Gedanken in verzerrter Form ausgebreitet. Vor allem das Wort „Midgard" — als religionsgeschichtlicher Begriff von Grönbech geprägt — ist durch das Buch von Bernhard Kummer, „Midgards Untergang" (Leipzig 1927, 2. Aufl. 1935), übernommen und weitergeführt worden, ebenso der Gegenbegriff „Utgard". Aber während bei Grönbech der Gegensatz Midgard—Utgard den ewigen Widerstreit zwischen den Mächten der menschlichen Gemeinschaftswelt und den Gewalten des Chaos bedeutet, hat Kummer aus dem **ewigen** und mythischen Gegensatz einen **historischen** gemacht: Für ihn bedeutet „Midgard" eine Art Idealzustand, den er auf Island verwirklicht glaubt — ein staatenloses Nebeneinander von einzelnen Familien, die friedlich für sich gelebt hätten und deren höchste Ideale Ruhe, Geborgenheit und reiche Ernten gewesen seien. — Die Isländersagas zeigen zwar ein ganz anderes Bild — eins der härtesten, die die Weltliteratur kennt. Es liegt auf der Hand, daß Kummer sein Midgardbild nicht aus den Sagas hat, wie sie wirklich sind, sondern (ebenso wie das Wort „Midgard") von Grönbech. Das Entscheidende ist dabei offenbar der Grönbechsche Begriff „Friede", von dem der Däne seinen Ausgang nimmt. Grönbechs erstes Kapitel (S. 24—56 der deutschen Ausgabe) führt die Überschrift „Friede". Aber während das Wort bei Grönbech (wie oben ausgeführt) die **Geschlossenheit** einer kämpferischen Gemeinschaft bezeichnet, hat Kummer ihm die **moderne** Bedeutung untergeschoben — und hat damit sofort den Grundcharakter des nordischen Altertums verzerrt: er muß nicht nur die germanische Heldendichtung (die bis zur Nibelungentragödie hin wahrhaftig nicht „friedlich" ist!) aus seinem Bild weglassen, sondern auch alles andere, was nicht hineinpassen will — und das ist sehr viel. Ein Vergleich mit Grönbech zeigt das unmittelbar. Der Preis aber, den Kummer für dieses sein so sehr geschichtsfernes Idealbild zahlen mußte, ist folgender: all das Harte, Schicksalhafte und Tragische am germanischen Altertum, das er aus seinem „Midgard" entfernt hat, schreibt er nun der Gegenwelt zu, dem bösen „Utgard". Das Wort Utgard aber bezeichnet bei ihm nicht mehr, wie bei Grönbech, die mythischen Gewalten des Untergangs (man denke an Fenriswolf, Midgardschlange, Loki und die anderen Weltverderber des nordischen Mythos) —, sondern eine ganz bestimmte **Kulturwelle**, die einige Jahrhunderte vor der Christianisierung „aus dem Süden", nämlich aus Deutschland, kam und den Wodankult, ein neues staatstragendes Kriegertum und den starkgeprägten Schicksalsglauben der Heldendichtung brachte. All das paßt freilich nicht in Kummers Midgard-Ideal hinein. Darum wird es (in völligem Gegensatz zu Grönbechs „Utgard"-Begriff!) als **Dekadenz-Welle** bezeichnet, die von Deutschland aus Skandinavien (und England!) vergiftet hätte.

Richtig ist an dieser Geschichtsauffassung nur das **eine**, daß wirklich der Wodankult und die meisten Stoffe der tragischen Heldendichtung sowie auch eine historische Welle neuer, strafferer politischer Organisationsformen **von Deutschland** nach Skandinavien gekommen sind (ich werde diese wichtige Welle deutscher Kultureinflüsse auf Skandinavien an anderer Stelle im einzelnen darstellen).

Völlig unhaltbar aber ist die Behauptung, daß diese Kulturwelle — weil sie „von den Südgermanen" kam — Verfall und Verderbnis bedeutet habe, die „Midgards Untergang" bewirkt hätten. In Wirklichkeit bedeutet dieses Hochkommen neuer politischer Formen und wehrmannschaftlicher Verstraffung die **Überwindung des Kleinpartikularismus** und gibt damit **die Voraussetzung der weltpolitischen Bedeutung des Nordens**.

Dabei ist bei dem Dänen Grönbech — wie nunmehr ein jeder selber nachlesen mag —

mit keinem Wort davon die Rede, daß aus Deutschland das Verderben und „Midgards Untergang“ zu den Skandinaviern gekommen sei. Auch von der Verteufelung Wodans (siehe darüber den Leitaufsatz des vorigen Heftes, dem ich völlig zustimme) ist bei Grönbech *keine Spur zu finden*.

Man vergleiche Grönbechs und Kummers Geschichtsbilder Punkt für Punkt: man wird überall finden, daß Kummers „Untergangs“-Theorie zwar bis ins einzelnste ausgebaut ist, daß er auch überall an Grönbech anknüpft, daß aber die Lehre von der aus Deutschland stammenden „Dekadenz“ eine Zutat ist, von der die *dänische* Quelle nichts weiß. —

Was es für das „Selbstbewußtsein“ des deutschen Volkes bedeutet, wenn man ihm predigt, es sei seit zweitausend Jahren dekadent und habe seine Verderbnis sogar bis ins herrliche Island ausgestrahlt — das liegt auf der Hand. Wer das nordische Originalwerk liest, der wird statt einer Herabsetzung der zweitausendjährigen deutschen Geschichte eine Deutung unserer Frühzeit finden, die zwar von Skandinavien ausgeht, aber auch für unsere eigene deutsche Vergangenheit unermeßlich wichtige Erkenntnisse bringt, sie zum Teil in ein ganz neues und helleres Licht stellt.

Wir glauben, daß Grönbech Werk eine neue Epoche nicht nur unserer theoretischen „Selbsterkenntnis“, sondern auch unseres Selbstbewußtseins einleiten wird. Wer es mit offenem Sinn liest, dem wird das germanische Altertum nahekommen wie nie zuvor. Grönbech lehrt uns, das Leben der Vorzeit unmittelbar nachzufühlen und sie als die unsere zu erleben. So weitet er unseren Blick über die Gesamtheit unserer Geschichte.

Otto Höfler.

Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues

Von Dr. Walter von Stokar, Berlin

„Agriculturae non student.“ Das schreibt C. J. Cäsar im VI. Buch Absatz 2 seines Abenteuerer-Romanes „De bello gallico“ — vom Gallischen Krieg — über die Germanen, mit denen er des öfteren gezwungen war, die Klingen zu kreuzen. Soviel philologische Schulen es jemals in Deutschland gab, soviel Übersetzungen kennen wir von diesen wenigen drei Wörtchen. Der eine meint, es hieße: sie befleißigten sich nicht des Ackerbaues; der andere liest: der Ackerbau hatte nur untergeordnete Bedeutung; ein dritter: sie vernachlässigten den Ackerbau: alle aber waren sich darin einig, daß Cäsar als Angehöriger der in ihren Augen erhabensten Kulturnation der alten Geschichte recht hatte, wenn er die Germanen als minderwertige Bauern, als Raufer und Säufer hinstellte. Daß Cäsar, der sich dieses Urteil erlaubte, selbst ein übler Patron war, der arm, auf der Flucht vor seinen Gläubigern, in das reiche Land Gallien kam und sechs Jahre später unermeßlich reich das verarmte Gebiet verließ, wurde bisher ebenso schamhaft verschwiegen, wie der Umstand, daß die Germanen, die Cäsar zu Gesicht bekam, ja gar kein ansässiges Volk waren, sondern Jungmannschaft auf Wanderung, auf Suche nach neuem Ackerland; damals, wie heute, Volk ohne Raum.

Es war daher billige Propaganda, wenn der seit der späten Römerzeit auf einmal überall in Germanien nachweisbare, hochentwickelte Ackerbau dem „besänftigenden“ Einfluß der Römer, besonders aber der christlichen Missionare zugeschrieben wurde.

Bis auf einmal die junge Wissenschaft des Spatens, die Vorgeschichte, sich zu rühren begann und Getreidefunde barg aus einer Zeit, die weit, weit vor den Römern lag. Das war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Doch die damaligen Forscher waren sehr vorsichtig, mußten es teilweise auch sein, da ihnen sonst von höherer Stelle das

Geld für weitere Grabungen gesperrt worden wäre. Sie datierten daher die Funde als vorrömisch, speziell keltisch und ließen die Frage offen, ob nicht die Kelten als Nachbarn Roms in Oberitalien von dort den Ackerbau gelernt hätten. Dann wuchs Deutschland in das wilhelminische Zeitalter hinein, wo bekanntlich nur *das* kulturhistorischen Wert hatte, was aus dem Südosten kam. Griechenland, Palästina, Ägypten wurden Trumpf. Die *Kelten* wurden als Lehrer der Germanen abgesetzt, dafür stiegen die *Semiten*, besonders die Phöniker auf den Thron. Sie, die Allerweltskaufleute, sollten den Ackerbau von den inzwischen erforschten alten Ägyptern zu uns verpflanzt haben. Zwar wies Gustav Kossinna anfangs dieses Jahrhunderts die Lächerlichkeit dieser Theorie nach, konnte die vollkommene Eigenentwicklung der nordischen und mitteleuropäischen Kulturen aus heimischer Wurzel nachweisen, aber die Zahl seiner Jünger blieb gering gegen die geschlossene Phalanx derer, für die der Südosten der Bringer aller Kultur und Gesittung ist.

Heute noch, wie vor zwanzig Jahren, huldigen viele Volksgenossen dieser Ansicht. Zwar, man mußte immer weiter zurückstecken. Längst schon ist es klar erwiesen, daß die Germanen gute *Ackerbauer* waren, daß der Tisch des indogermanischen Steinzeitmenschen genau so gut und reichhaltig gedeckt war, aber der Südosten, der spukt heute noch in den Köpfen herum. An Stelle der Phöniker traten die *Bandkeramiker* der Steinzeit, die die nordischen Völker den Ackerbau gelehrt haben sollen. Seit aber nachgewiesen werden konnte, daß die nordische Komponente bei den Bandkeramikern auch überwiegt, steht es fest, daß die unter dieser Kultur verbreitete Kurzkopfrasse die ersten Ackerbauer unserer Breitengrade gewesen sein sollen. Die Kurzkopfrasse stamme aber bestimmt aus dem Orient.

Ungeheueren Vorschub erhielt diese so oft gewandelte Orient-Theorie durch die Botanik. Gelehrten, wie Vavilov, Schiemann, gelang es, den Nachweis zu führen, daß an den Gebirgshängen des östlichen Mittelmeeres, in Innerasien, in Ägypten, ja vielleicht sogar nilaufwärts, bis nach Abessinien unsere Getreidearten spontan, d. h. wildwachsend, vorkommen und von da ihre Reise zur Menschheit angetreten haben sollen. Unsere artgebundene Erforschung der bäuerlichen Kulturen steht somit vor einem festgefügten Ring, der scheinbar nicht zu sprengen ist. Juda und Rom scheint in letzter Stunde zu triumphieren. Und doch hat dieser Ring einige schwache Stellen:

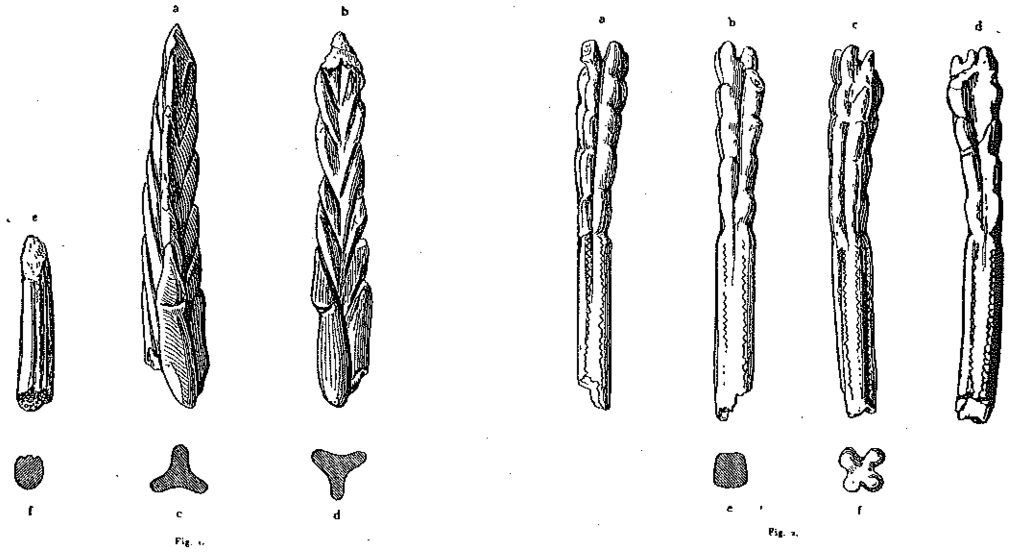
Zuerst einmal *Vavilovs* Theorie von den Genzentren[1]. Er holt die Getreidearten von daher, wo sie *heute* spontan vorkommen, d. h. als *Wildgräser* in verschiedensten Arten und Kreuzungen. Man darf aber nicht vergessen, daß wir in den Zeiten, in denen wir die ersten Spuren eines Sammelns von Wildgräsern bei uns finden, ein ganz anderes *Klima* hatten, als heutigentags. Dem Verfasser gelang es vor einiger Zeit, in einer zwischeneiszeitlichen Station die Abdrücke einer Grasart festzustellen, die eine Briza-Art zu sein scheint. Auch die Kalktuffe von Taubach-Ehringsdorf haben *Gramineen* (Grasarten) geliefert, sie waren also damals schon da. Beim Vordringen des *Eises* wich die Flora nach Osten und Westen aus, um *sofort* wieder zurückzukommen, sobald das Eis, wenn auch vorübergehend, wich und die geeigneten Nährböden sich gebildet hatten. Ein Beweis für die Genzentren der damaligen Zeit steht aber noch aus. Im Gegenteil, wir finden heutigentags in den Alpen derart viele Getreidearten und -sorten, daß es sich empfehlen würde, einmal nachzuforschen, ob nicht dorthin sich ein Genzentrum verschoben habe, das in den frühen Zeiten, mit denen wir hier abzurechnen haben, nördlicher lag. Wie jede menschliche Kultur Rückzugsgebiete hat, so können wir diese auch bei der Pflanze annehmen, die gewandert ist, sobald ihr das Klima nicht mehr zusagte. Abessinien und Afghanistan, die Genzentren eines Vavilov, erscheinen als solche Rückzugsgebiete.

Soweit die *botanische* Seite. Nun die *Vorgeschichte*:

[1] Der Ausdruck Genzentrum ist hauptsächlich von dem russischen Forscher Vavilov eingeführt worden. Er bedeutet das Zentrum des Verbreitungsgebietes der heute noch lebenden Stammformen unserer Getreidepflanzen und Haustiere.

In der rein nordischen Kultur der jüngeren Muschelhaufen fand der dänische Gelehrte Sarauw in den einstweilen ältesten uns bekannten Tonscherben Abdrücke von Getreidekörnern, von Weizen und Gerste. Die Körner haben noch nicht die Größe des späteren neolithischen Getreides, stellen aber keine Wildform mehr dar, sind bereits sichtlich gezüchtet. Wir können die jüngeren Muschelhaufen selbst bei vorsichtigster Datierung zwischen 4000 und 3500 v. Zw. setzen, also in eine Periode der Menschheitsgeschichte, in der sich auch in Ägypten und Babylon der Ackerbau erst langsam entwickelte und irgendein Verkehr zu Land oder zu Wasser zwischen dem Orient und Jütland in keiner Weise belegbar, ja sogar ausgeschlossen ist. Wo kam dieses Getreide her?

Nun wird die heutige Forschung über die Altsteinzeit von der Theorie belebt, daß die Eiszeit für Mittel- und Westeuropa geradezu eine Katastrophe gewesen sein muß. Die



Rengeweihskulpturen der Altsteinzeit, Getreideähren (vermutlich Weizen) darstellend

Temperatur lag im Jahresmittel um 4 Grad tiefer als heutigentags. Dazu werden Fallwinde konstruiert, die in eisiger Kälte von den Eispanzern der Nordgletscher und der Alpen herunterströmten und Wirbel erzeugten von einer Wucht, wie wir sie heute nur in der Antarktis kennen; Eiswinde, die jedes Leben auf einer hartgefrorenen Froststeppe zwischen den beiden Gletschermassen unmöglich machten. Das kann nicht stimmen. Jeder, der einmal in Grönland oder auf Spitzbergen gewesen ist, wird dem Verfasser zugeben, daß es dort oben im Sommer ganz erstaunlich heiß sein kann, jeder, der die Riesengletscher der Ötztaler Alpen kennt, wird wissen, daß eine Stunde unterhalb der Gletscherzungen schon bescheidene Erdfleckchen mit Hafer gedeihen. Anders war es zur letzten Eiszeit auch nicht, ja es muß in ihr Perioden gegeben haben, in denen das Eis ganz weit zurückgeschmolzen ist und auf den freigewordenen Gebieten eine erstaunlich hoch entwickelte Flora gedieh, Pflanzen, die alles andere als kälteliebend sind. Ein einziges Beispiel: In der stratigraphisch einwandfrei eiszeitlichen Jägerstation in Thayngen, unweit Schaffhausen am Rheinfall, wurden Holzkohlen, die Reste einer Feuerstelle gefunden. Mikroskopisch untersucht, ergaben sie u. a. Kohlestückchen aus Haselholz. Jeder Landwirt weiß, daß die Hasel ein absolut wärmeliebender Strauch ist, der nichts weniger vertragen kann, als harte Kälte. Pollenanalysen von sog. Eiszeitstationen ergaben ähnliche Hinweise.

Wenn es also in Mitteleuropa schon zum mindesten warme Zeitabschnitte in der Eiszeit gegeben haben muß, wie mögen dann erst in Mittel- und Südfrankreich einerseits, in

Ungarn anderseits in jenen urfernen Zeiten die klimatischen Verhältnisse besser gewesen sein, als wir jetzt annehmen! Auch dort haben damals Menschen gelebt, dazu kulturell und rassisch mit unseren Ureinwohnern verwandt, wenn nicht gar artgleich. Eine ihrer kulturellen Eigenarten interessiert uns hier besonders. Alles was sie bewegte und was ihr Leben beeinflußte, das malten sie in erstaunlicher Wirklichkeit an die Wände ihrer Höhlen, bzw. schnitzten sie in Elfenbein, ritzten sie in Knochen und Stein. Neben dem Weib stehen an erster Stelle die Jagdtiere. Gerade die letzteren finden wir fast in jeder Eiszeitstation. Begreiflicherweise. Denn das Mammut, später Ren und Pferd, waren ja die Hauptnahrung. Aber die Höhlen von Lourdes, Espelugues und Lorthet brachten noch andere, merkwürdige Kunstgebilde, schwer zu beschreiben, als Abbildung leicht zu erkennen. Piette und nach ihm Hoops haben sie als Getreideähren angesprochen. Jeder, der die Gebilde unvoreingenommen betrachtet, wird den beiden Forschern recht geben. Der Mensch der Altsteinzeit aber, der die Tiere, die ihm die Nahrung lieferten, in Tausenden von Skulpturen und Bildern uns hinterlassen hatte, warum sollte der nicht auch das Wildgras nachbilden, das ihm mit seinem Stärkegehalt eine wichtige Zukost war?

Ein Schrei der Empörung ging damals, als Piette es wagte, die Ähren als solche zu bezeichnen, durch die Reihen der französischen Vorzeitforscher. Piette war ja nicht zünftig, war ja nur Notar. Um in Frankreich zünftig genannt zu werden, mußte man — Abbé sein. Piette wurde unmöglich gemacht, aus den Wildgrasähren aber wurden — abgebrochene Harpunen. Das Dogma war gerettet. Doch es wurde in Frankreich noch ein Eiszeitfund gemacht: eine kleine Schieferplatte, auf der eine regelrechte Gerstenähre eingeritzt war. Fundumstände, Lagerung, alles war so eindeutig, jeglicher Irrtum war ausgeschlossen, ebenso eine Fälschung. Einmal wurde in erster Entdeckerfreude ein kurzer Fundbericht darüber veröffentlicht, eine genauere Behandlung des Themas angesagt. Man hat nie wieder etwas davon gehört. Angeblich wurde die Skulptur nach England verkauft. Die Getreideskulpturen aber sind inzwischen von unbekannter Hand entwendet worden und somit der Wissenschaft verloren.

Wir aber wollen diese Vorfälle nicht der Vergessenheit überlassen. Es handelt sich, wie Hoops und Piette schon feststellten, bestimmt um Wildgetreideähren, um Weizen und Gerste. Botanisch läßt sich dagegen, wie wir oben sahen, nichts einwenden, ebensowenig aber auch von seiten der Vorgeschichtswissenschaft und der Anthropologie, soweit man sie unvoreingenommen treibt. Denn der Mensch war zu allen Zeiten „omnivor" (allesessend), reine Fleischkost lag ihm nie.

Piette aber blieb auch weiterhin ein Sorgenkind jener Herren. Er grub eine Höhle in Ariége, Mas d'Azil. Die oberste Kulturschicht war jungsteinzeitlich, unter ihr lag eine viele Meter dicke Lehmstrate, vollkommen steril. Tiefer aber traf der Forscher eine neue Kulturschicht, die ihn und die Fundstelle berühmt gemacht hat. Es war eine rein mittelsteinzeitliche Kultur mit kleinen und kleinsten Steinwerkzeugen, mit stark degenerierten Horngeräten, mit Kieselsteinen, die in roter Farbe buchstabenartige Zeichen aufgemalt hatten. Noch heute können wir uns deren Verwendung nicht erklären. Dann aber fand er noch, und zwar auf der ganzen Schicht verstreut, Haselnüsse, Walnußschalen, Pflaumenkerne und Getreide, Weizen. Piette aber beging gerade mit diesem wertvollen Fund einen großen Fehler. Er legte ihn an die Sonne. Als er einige Stunden später hinzukam, waren die Körner in Staub zerfallen. Heute, bei der fortgeschrittenen Untersuchungsmethode vorgeschichtlicher Funde, wäre dies an sich gleichgültig. Die modernen Verfahren könnten auch zerfallenes Getreide mit absoluter Sicherheit feststellen. Trotzdem besteht kein Zweifel an Piettes Weizenfund von Mas d'Azil. Ein Abbé war Zeuge der Grabung. Er mußte die Angaben des Forscher-Notars bestätigen. Da aber auch die mittlere Steinzeit für das Dogma noch zu früh ist, wurden aus den mittelsteinzeitlichen Weizenkörnern jungsteinzeitliche, die von Mäusen hinabgewühlt worden seien. Der seinerzeit bei der

Grabung anwesende Abbé, später nach den Wühlgängen der Mäuse gefragt — ohne weiteres für jeden Ausgräber an der dunkleren Färbung erkennbar —, konnte sich an nichts mehr erinnern. Leider aber läßt sich eine deratige Ausdeutung nicht halten. Abgesehen davon, daß keine Mausart bekannt ist, die meterdicke Straten Lehm durchwühlt ohne Not, spricht dagegen schon der Umstand, daß die Körner alle nicht auf einem Haufen gefunden wurden, sondern in der ganzen Kulturschicht verstreut. Auf Grund neuester Erkenntnisse aber muß noch festgestellt werden, daß der Weizen von Mas d'Azil aus der mittleren Steinzeit stammen muß, *gerade weil er zerfiel*. Seit der jüngeren Steinzeit ist das ausgeschlossen. In dieser Zeit hochentwickelten Bauerntums, in der längst schon Vorratswirtschaft mit Feldfrüchten getrieben wurde, hat der Bauer alles Korn, das er einlagerte, *geröstet*, um es vor Austreiben und Dumpfigwerden zu schützen. Diesem Röstvorgang, der, chemisch gesehen, nichts ist, als ein Anlagern von Huminsäuren, verdanken wir die oft sackweisen Getreidefunde der jüngeren Steinzeit, Gerste und Weizen der verschiedensten Arten, die tagelang, ja, wie die Praxis gezeigt hat, *jahrelang* in Sonne und Regen an der Erdoberfläche liegen können, ohne zu vergehen. Gerade, daß die Körner von Mas d'Azil zerfielen, ist ein Zeichen, daß sie *älter* sind, als die jungsteinzeitliche, höhergelegene Kulturschicht der von Piette gegrabenen Höhle.

Langsam wuchs die *Waldflora* gegen den Norden, das *Ren* fand nicht mehr die ihm zusagenden Bedingungen, es zog dem immer mehr schwindenden Eise nach. Ihm auf den Spuren folgte der Mensch, nordwärts. Gustav *Kossinna* hat diese Wanderung — der Urfinnen und Ur-Indogermanen, wie er diese Menschen hieß —, das erste Mal nachgewiesen, wurde deswegen von vielen bekämpft. Im letzten Jahre hat der Leipziger Reche Kossinnas Theorie anthropologisch untermauert. Mit dem Menschen aber zog das Getreide. Es waren nicht mehr gesammelte *Wildgräser*, es war schon *gebaut* und *gezüchtet*. Die dazu nötig gewordenen *Hacken* liegen zu Hunderten vor, als ältesten die sog. Lyngbyhacken, sogar teilweise noch aus Rengeweihen. Als *Beile* — wie manche noch annehmen — waren sie wohl kaum zu verwenden, dazu ist das Material zu weich. Einzig und allein zur Bearbeitung des *Bodens* waren sie geeignet, und darauf deuten auch ihre Benützungsspuren.

Wem jedoch die Hacken nicht genügend Beweiskraft liefern, dem sei verraten, daß auch richtige *Getreidefunde* aus jenen frühen Zeiten vorliegen. Zwar sind sie noch spärlich, aber sie werden bestimmt nicht die einzigen bleiben. Aus *Oudoumont* liegen ganz frühe Funde vor, und wenn auch der, einer wichtigen mittelsteinzeitlichen Kultur den Namen gebende, Fundort *Campigny* nach neueren Forschungen wohl jünger ist, als wir bisher annahmen, so ist er doch bestimmt um ein bedeutendes älter als die Zeit, in der man die erste Nord-Südostverbindung feststellen kann, die die Bandkeramiker darstellen dürften. Lourdes, Espelugues, Mas d'Azil, Oudoumont, Campigny, Lindskov, das ist die Entwicklungsgeschichte der beiden ersten nordischen Getreidearten. Es ist zugleich der Weg, den die *fälische* Rasse gemacht hat, die ältesten Bauern der nordischen Steinzeit.

Nun die Frage: Was waren es für Getreide? Nach Piettes Beschreibungen und nach den Formen der Eindrücke an den Keramiken war es triticum monococcum, das *Einkorn*, das andere aber eine *Gerstenart*, der der alte Heer den schönen Namen Hordeum hexastichum sanctum, heilige Gerste, gegeben hat.

Soweit die Frage des ältesten Getreides des Nordens, zugleich der Weg vom *Jäger* und *Sammler* zum *Bauern*. Jahrtausende kamen und gingen, da gelang im Norden die große Entdeckung des *Pfluges*, da traten die nordischen Bauern mit den Hackbauern der Bandkeramik in Verbindung, lehrten diese das Pflügen, tauschten dafür aber neuartige Ackerbaupflanzen ein, die *Hülsenfrüchte*, den *Lein* und wahrscheinlich auch die *Hirse*. Verkehrt wäre es aber, die Bandkeramiker mit dem *Orient* in Verbindung zu bringen. Auch diese Bauern — Schmalbeetbauern — sind Kinder Mittel-

europas. Es würde zu weit führen, gingen wir heute darauf ein. Noch ist die Forschung über die Heimat der Bandkeramiker nicht weit genug vorgetrieben. Daß sie *nicht* aus dem Südosten kommen, ist jedoch gesichert. G. Kossinna nannte sie einst Südindogermanen. Er gab diese Ansicht später wieder auf, ohne eigentlich widerlegt zu sein. Vielleicht hatte er doch recht.

Zusammenfassend aber kann gesagt werden: Der Getreidebau läßt sich in unseren Gegenden schon nachweisen, als bestimmt keine Verbindung mit den erst werdenden Ackerbauern des Orients gegeben war. Er ist vielmehr in Mittel- und Nordeuropa selbst entstanden. Die Beweise, die der Russe Vavilov mit seinen *jetzigen* Genzentren bringen will, reichen nicht aus für eine Zeit, die weit *über zehntausend Jahre* vor unserer Zeitrechnung liegt.

Heilszeichen im Gefüge des niedersächsischen Bauernhauses

Von M. Helmers, Hamburg

Das niedersächsische Bauernhaus ist wie jedes gute Bauwerk aus rein praktischen Bedürfnissen heraus erstellt, ein in sich klar gegliederter Zweckbau. Wenn heute Neubauten auch aus ungegliederten Steinmauern aufgeführt werden, so zeigen alte Bauten doch nicht nur im Innenbau ein Ständergefüge, auch die Außenwände sind gleicherweise aus einem Balkengerüst zusammengefügt, dem Fachwerk. Bei diesem wird es dem Baumeister zweifellos in erster Linie auf die nötige Standfestigkeit angekommen sein. Sein Bestreben wird darauf gerichtet gewesen sein müssen, einen solchen Verband des Fachwerkes zu erstellen, der seitliche Verschiebungen nicht zuläßt.

Die Schönheit eines solchen Baus liegt nun nicht nur in der Gesamtformung, in dem Verhältnis von Länge und Breite zur Höhe, in der Bedachung mit Stroh oder Reth, sondern gleichfalls in der Art der Fachwerkfügung, in der Reihung der senkrechten Ständer, in dem Verhältnis der Fache, die durch den Abstand der Senkrechten und der Waagerechten bedingt sind usf. Letzteres wird uns ohne weiteres klar, wenn wir einen Bau mit übertünchten Fachwerkwänden mit einem Haus vergleichen, bei dem die konstruktive Gliederung deutlich hervortritt. Bewundernd steht der Freund einer klar gegliederten Architektur vor diesen Bauten, die einfache ländliche Baumeister errichteten.

Nun treten aber in einzelnen Gegenden konstruktive Einzelformungen auf, die bisher zu wenig beachtet sind, die man in ihrer Formung auch als nur zweckmäßig empfand.

Vergleicht man mit diesen Bauten nun aber andere, die diese Formungen nicht zeigen, so ist es doch schon bei flüchtiger Betrachtung sehr fraglich, ob man dem Wollen des Baumeisters damit gerecht wird. Auch damit dürfte man der Frage nach dem „Zweck", anders gesagt, der Frage nach dem „Warum" dieser Bildungen und ihrer Anbringung meistenteils an der Einfahrtsseite nicht näher kommen, wenn man ihnen über den konstruktiven Wert hinaus nur Bedeutung für die künstlerische Ausgestaltung der Fassade, für den Schmuck beimißt. Weder nüchterne Sachlichkeit noch Ästhetik kann allein bei Erstellung des Baues maßgebend gewesen sein, noch kann darum eine solche Betrachtungsweise zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage führen. Beide Einstellungen sind aus einer Weltbetrachtungsweise entstanden, die in allem nur das reale Sein, die Materie sah, oder nur den schönen Schein, die schillernde Außenhaut.

In beiden Fällen ist ein Symboldenken erstorben, das nachweislich einst in unserem Volke lebendig war und in dem es Bindungen an jenseitige Kräfte zum Ausdruck brachte.

Nun liegt es aber im Wesen des Symbols, daß sein Sinn nur dem erkennbar ist, der

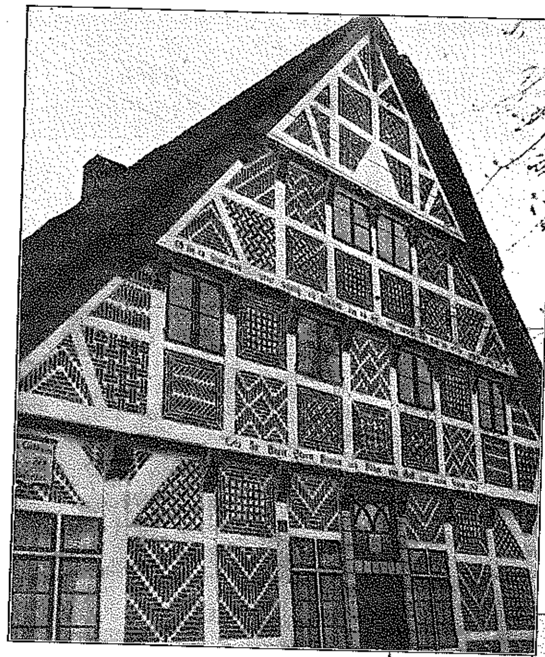


Abb. 1, ein Bauernhaus aus Jork (Altes Land) mit prächtiger Fassade, zeigt an der Stirnseite, die hier überall der Straße zugewandt ist, im unteren Fachwerk zwei Ständer (links unten ist der eine zu sehen), die mit Schrägverstrebungen an den Querbalken gebunden sind. Beide Ständer zeichnen sich durch besondere Dicke aus und fallen daher auch noch bei dieser reichgeschmückten Fassade auf. Ähnliche Ständerformen finden sich auch anderwärts im Alten Land, weiterhin an Bauernhäusern im Hamburger Stadtgebiet, in Blankenese, in Holstein usf.

Abb. 2, eine Bauernkate aus Lütjensee (Holstein), zeigt beiderseits neben dem Einfahrtstor eine ähnliche Ständerverbindung, unten noch um zwei seitliche Verstrebungen bereichert. Ähnliche Beispiele gibt es wieder im Alten Lande[1], am Ostenfelder Haus in Husum, in Ostholstein und in der Gegend um Hannover.





Abb. 3. Nur Mittelbalken mit unteren Stützen zeigt ein altes Vierländer Haus. Hier sind sie im Obergeschoß in ununterbrochener Reihung gegeben, dazu noch mit ausgeschweiften Seitenstützen, während diese sonst meist einfach gehalten sind.

[1] Schöne Beispiele in: Wolf, Das norddeutsche Dorf. R. Piper Verlag, München. — Peßler, Deutsche Volkskunst: Niedersachsen. Delphin-Verlag, München.

um die Hintergründe weiß, die zu seiner Erstellung geführt haben. Und da nun Symbole Gemeinschaftsformungen sind und sein müssen, die aus gemeinsamem Erleben hervorgegangen sind, können sie auch nur Wirkung ausüben, wenn dem Betrachter der Zugang zu diesem Gemeinschaftserleben möglich ist.

Daß dieser Zugang in einem mehr materialistischen, oder einem mehr ästhetischen Zeitalter nicht möglich war, ist nicht verwunderlich. Verwunderlich ist auch nicht, daß die Frage nach der möglichen Bedeutung dieser auffälligen Bildungen niemals gestellt wurde. Diese Fragestellung nach dem Sinn der Zeichen kann nur von dem aufgeworfen werden, der sich zu einer Betrachtungsweise durchgerungen hat, die das Wesen der Dinge erforschen möchte.

Nur eine Zeit, wie die unsere, die wieder einer Gemeinschaft bedeutungsvolle Symbole sichtbar macht, kann überhaupt der Beantwortung unserer Frage Bedeutung beimessen; nur eine Zeit, die Glauben an Symbole fordert, kann wieder zum Glauben an Symbolwerte anderer Zeichen aus früherer Zeit führen; nur eine Zeit, die neue Symbole aus dem Wissen um Bindungen des eigenen Volkes erstellte, kann zum Erkennen des Symbolinhaltes der geheimnisvollen Zeichen der eigenen Vorfahren gelangen.

Bevor nun einzelne Konstruktionsformen näher betrachtet und untersucht werden, mag noch auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht werden, in der auch heute noch ein Symboldenken zum Ausdruck kommt, wenn auch nicht aus tiefempfundenem Glauben an höhere Kräfte, sondern aus Ersatzglauben an niedere Kräfte, aus sogenanntem Aberglauben. Warum hängt mancher Autofahrer in das rückwärtige Fenster seines Wagens eine Puppe? Warum befestigt er an dem Kühlergitter ein auf der Straße gefundenes oder im Geschäft gekauftes Hufeisen? Im Volksmund heißt es, das Hufeisen bringt Glück. Und der Mann, der das Hufeisen anbringt, bekundet damit, daß er an eine Kraft glaubt, die hinter diesem Zeichen steht und die er mit diesem an sich und seinen Wagen binden möchte, damit er vor Unfall und Schaden bewahrt bleibe.

Aus ähnlichem Grunde hängt der Bauer hier und dort auch heute noch an die Einfahrtstür ein altes Hufeisen. Nach M. Maack[1] soll es vor Unwetter bewahren. Soll es gegen Hexen und Dämonen schützen, muß es an der Türschwelle mit der offenen Seite zum Eingang angenagelt werden. Und an anderer Stelle wird berichtet, daß der achtzehnjährige Sohn vom Scheelshof bei Malente in Ost-Holstein bezeugte, daß es in dortiger Gegend üblich sei, unter einem Hufeisen um günstiges Wetter zu beten.

Es soll hier nun nicht untersucht werden, warum man gerade dem Hufeisen solche Bedeutung beimißt, ob in diesem Brauchtum nicht auch noch altes Weistum lebendig ist, wenn auch sehr überdeckt und in den Bereich des Aberglaubens hinabgezogen. Im Zusammenhang unserer Darlegungen mag durch diese Beispiele lediglich erhärtet werden, daß wir um so eher berechtigt sind zu glauben, daß der Bauer früherer Zeit an seinem Hause, sei es im konstruktiven Gefüge oder im Schmuck, Zeichen anbrachte, die ihn und sein ganzes Anwesen in den Kraftbereich von Kräften bringen sollten, denen er sich viel mehr verbunden fühlte, wie der Mensch eines materiellen oder eines ästhetischen Zeitalters für möglich hielt.

Von all diesen Fachwerkkonstruktionen sind schon einige seit längerer Zeit in der volkskundlichen Forschung bekannt und ihre Bezeichnungen gebräuchlich, so die Konstruktion von Abb. 1 als „Mann-Verband"[2], von Abb. 6 als „Wilder Mann", von Abb. 7 als „Bauerntanz".

Zweifellos ist nun die Konstruktion von Abb. 3 eine Umkehrung der Konstruktion von Abb. 1, so daß hier etwa die Bezeichnung „Umgekehrter Mann" angebracht wäre. Beide Formungen ergeben zusammen dann die Konstruktion von Abb. 2, die daher wohl „Dop-

[1] Kultische Volksbräuche beim Ackerbau. 2. Aufl. Wetzikon, Buchdruckerei, J. Wirz. 1915.
[2] Koerner, Zur Entstehung der Heroldsbilder aus den Runen. Nordische Welt. 1933. Heft 7/8.

pelter Mann" genannt werden dürfte. Vergleichen wir nun weiterhin die Konstruktion von Abb. 6 mit Abb. 5, so dürfte auch hier ein Zusammenhang bestehen. Dem „Wilden Mann" entsprechend wäre hier die Bezeichnung „Halber wilder Mann" angebracht. Wenn wir für die Konstruktion des Obergeschosses die in der Zimmermannssprache übliche Bezeichnung „Kunverband" und zwar in schräg gestellter Form nehmen, und die Formung der Unterreihe von Abb. 4 nach mündlicher Überlieferung als „Wiege und Grab" bezeichnen, so bleibt nur die Formung der oberen Reihe ohne Bezeichnung, die wir daher zunächst der Verständigungsmöglichkeit wegen einfach als „Raute" bezeichnen.

Viele dieser Konstruktionen finden wir auch anderwärts, also nicht nur an Bauernhäusern, z. B. die „Raute" in Hannoversch Münden, den „Doppelten Mann" an der Fachwerkkirche in Neustädt b. Plön und dem alten Rathaus in Eßlingen a. d. N. Den „Bauerntanz" entdecken wir auch an anderen Bauernhäusern, so zweimal neben den Fenstern im Obergeschoß eines Gehöfts in Haßlach (Rheinpfalz)[1], den „Wilden Mann" in doppelter Reihung an den beiden Obergeschossen eines Fachwerkhauses in Nürnberg und über dem alten Stadttor in Frickenhausen a. M.

Allein schon aus dieser Tatsache, daß einst Stadtväter über dem Tor den „Wilden Mann" anbringen ließen, dürfte die Ansicht von der Bedeutungslosigkeit dieser Zeichen ins Wanken geraten. So wie heute hier und dort bei festlichen Anlässen Ehrenbogen errichtet werden, die auf weithin sichtbaren Transparent dem Gast ein herzliches Willkommen entgegenrufen, dürfte auch hier dies Zeichen in Beziehung zum eintretenden Wanderer gebracht werden müssen, also einen tieferen Sinn in sich bergen.

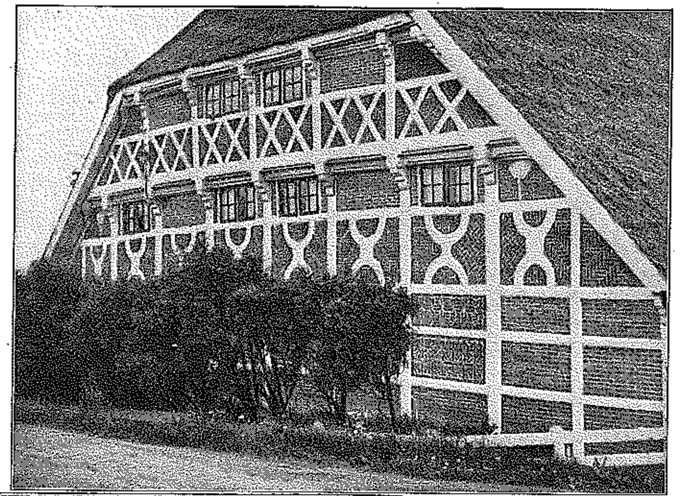
Nun leiten uns die vorhin angeführten Bezeichnungen der Konstruktionen zwangsläufig auf die alte Runenschrift. In der Konstruktion auf Abb. 1 haben wir die „Man"-Rune zu sehen, die ja auch in der Zimmermannssprache als „Mann-Verband" bezeichnet wird. Auf Abb. 3 ist im „Umgekehrten Mann" die „Yr"-Rune wiedergegeben. Beide Formen hatten wir in der Vereinigung den „Doppelten Mann" genannt (Abb. 2), ein Zeichen, das nach Wirth noch in der Überlieferung des schwedischen Bauernstabkalenders im 16. und 17. Jahrhundert „Doppelmensch" („Twemaghr", isländisch „Twimadr") hieß und uns in der jüngeren nordischen Runenreihe[2] in der „Hagal"-Rune entgegentritt. Der „Wilde Mann" dürfte damit nichts anderes sein, als die verschobene Formung der „Hagal"-Rune, womit der „Halbe wilde Mann", der immer paarweise auftritt, auch auf diese Rune zurückgeführt werden kann. Die „Raute" kommt in der gleichen Form als „Ing"-Rune in einer späteren Runenreihe, der angelsächsischen, vor, die hier auch noch in einer Wechselstrom auftritt, die der Formung „Wiege und Grab" in Abb. 7 gleicht. Und der in der Zimmermannssprache bekannte „Kun-Verband" weist hin auf die „Kaun"-Rune der jüngeren nordischen Runenreihe. Lediglich der „Bauerntanz" ist in seiner Formung auf den ersten Blick schwer auf Runen zurückzuführen. Erst wenn man „Raute" und „Malkreuz" voneinander trennt, ist auch diese Bildung klar. Sie ist eine Vereinigung der „Ing"-Rune der älteren Runenreihe, die hier als einfache Raute auftritt und der „G"-Rune, dem Malkreuz.

Nun ist aber die „Man"-Rune gleichzeitig das Zeichen des Gottes, der mit segnend erhobenen Händen auf den schwedischen Felsbildern dargestellt ist. Noch bis ins Mittelalter hinein wurde dies „Mensch"-Zeichen, der „Dreisproß", in Form einer Lilie Königen als Zeichen ihrer göttlichen Berufung und Herrscherwürde in die Hand gegeben.

Diesem Zeichen für den jungen Gott, dem „Aufsteigenden", steht das Zeichen für den

Viele Beispiele in Franken und Ostdeutschland.
[2] Weigel, Woher stammen die Runen? Der Schulungsbrief. II. Jahrg. Heft 8.

Und endlich mögen in Abb. 4, einem Bauernhause aus den Vierlanden, noch zwei Bildungen gezeigt werden, beide in einer Reihung, die in der ganzen Breite über die Fassade führt, oben Rauten, unten becherartige Formen.



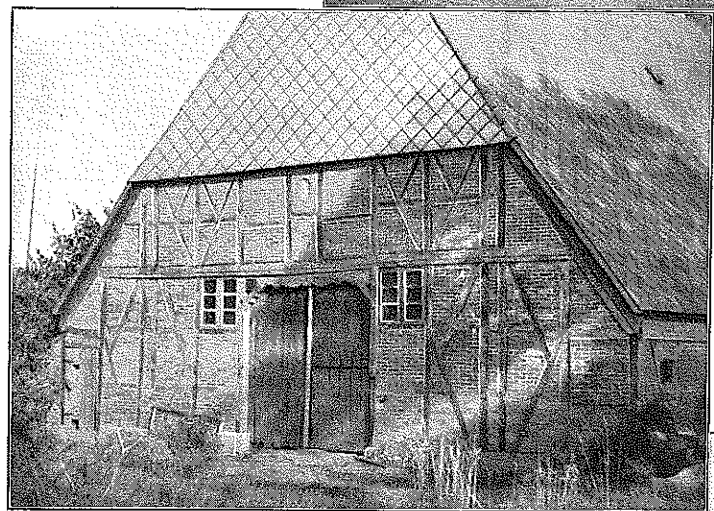


Abb. 5. Ein Bauernhaus aus Lütjensee (Holstein) zeigt rechts und links des Einfahrtstores eine Fachwerkkonstruktion, die stark an die Formung von Abb. 6 erinnert und wie ein großes K mit Spiegelschrift wirkt. Im Obergeschoß eine Konstruktion, die wie ein Y mit Spiegelschrift geformt ist.



Abb. 6 zeigt links und rechts vom Einfahrtstor einen Verband, der dem in Abb. 2 ähnelt, nur daß hier die oberen Seitenstreben den unteren aufgesetzt sind. Diese Art Verbindungen treffen wir unter anderem am Heidemuseum in Eckerworth und an vielen Bauernhäusern Ost-Holsteins.

Eine eigenartige und komplizierte Konstruktion, die über dem Einfahrtstor der Gutsscheune in Groß-Grönau b. Lübeck angebracht ist und sich am häufigsten in der Gegend zwischen Neumünster und Kiel, in der Probstei, bei Ratzeburg und Lauenburg findet.



Abb. 7. Steinsetzung aus Vierlanden

sterbenden Gott, dem „Niedersteigenden“, in der „Yr“-Rune gegenüber, und beide vereinigen sich zum „Doppelten Mann“, der „Hagal“-Rune, dem Zeichen des „Zwiefachen“, des Gottes, der im Jahreslauf „unten“ und „oben“ ist, wie er uns auf den Felsbildern in Gestalt der doppelten Pferde entgegentritt.

Diese Beziehung der Zeichen auf den Jahreslauf müssen wir noch weiter verfolgen, wenn wir die übrigen Konstruktionsformen deuten wollen. Die „Ing“-Rune, die uns hier in der eckigen Form entgegentritt, ist eine Variante des Bogenzeichens für „Himmel und Erde“. Der Erd-Bogen, hier mit der Spitze nach unten zeigend, vereinigt sich mit dem Himmels-Bogen, Spitze nach oben, zur Zeit der Mittwinter-Sonnenwende. So wird gleichsam verdeutlicht, wie die Umlaufbogen der Sonne immer kleiner werden, wie sie sich unter die Horizontlinie hinabsenken und so der Gott, die Sonne, einkehrt in den Schoß der „Mutter Erde“, in das „Grabhaus“, das gleichzeitig das „Geburtshaus“ ist, um neu zu erstehen als der „Aufsteigende“, der „Segnende“. Damit ist uns auch plötzlich die Bedeutung der volkstümlichen Bezeichnung von „Wiege und Grab“ erklärt und ebenfalls der Sinn des „Bauerntanzes“ ins helle Licht gerückt. Die „Raute“, hier die ältere Form der „Ing“-Rune, vorstehend als „Grab“- und „Geburts“-Haus des Gottessohnes bezeichnet, hat diesen in sich aufgenommen, damit er in der Mittwinternacht, gekennzeichnet durch das „Malkreuz“, dem Wendezeichen, neu erstehe.

Damit schließt sich der Kreis. Alle Zeichen deuten hin auf den Jahreslauf, in dem sich die Wirkung einer verehrten göttlichen Kraft offenbart, von dem der Bauer für sich, sein Haus und seine Arbeit Segen und Wohlergehen erwartete.

Das Leben erkennt man an seiner Ekstase. Es gibt eine Art Verzückung, in welcher Menschen aus sich herausgehen und sich vergessen, um im Unendlichen, im Zeitlosen zu versinken. Aber es gibt auch eine Ekstase, wo Menschen aus sich herausgehen, ohne ihren festen Stand in der Zeit zu verlieren, eine Verzückung, wo sie das Höchste und Tiefste – ihr Höchstes und Tiefstes – wie in einem Kraftgefühl erleben, wo sie eine Weile im Genuß des Anwachsens ihrer Stärke verharren und darauf weiterstürmen, stärker und mutiger. An dieser lebensvollen Verzückung soll man das Leben erkennen.

Wilhelm Grönbech

Zur Wiederbelebung der Volkskunst

Von Hans Bauer

Alle wahre und bleibende Kunst hat ihre Wurzeln im Volke. Das ist heute allgemein bekannt und von allen völkisch Denkenden als wahr anerkannt, und man arbeitet allerorten daran, die Sünden der Vergangenheit in dieser Beziehung wiedergutzumachen. Unter all den dahin zielenden Bestrebungen sind die der neuen Porzellanmanufaktur in Allach bei München besonders beachtenswert; sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, an die vieltausendjährige Überlieferung der deutschen Töpferkunst anknüpfend, volkhafte Kunst zu pflegen. Ihre Erzeugnisse, wie die auf Abb. 1 und 4 gezeigten Gefäße, verleugnen in der Behandlung der Oberflächen und den Kennzeichen der Formung auf der Töpferscheibe keineswegs ihre Entstehung in unserer Zeit, aber sie schließen sich in Ornament und Sinnbild bewußt den ältesten Vorbildern an.

Abb. 2 zeigt eine ostgermanische Urne von etwa 200 v. Zw. mit einem aus dem Hakenkreuz entwickelten Mäanderornament, Abb. 1 eine Urne aus Allach mit ähnlicher Zier, dazu als sinnbildliche Zeichen den Sechsstern und das Hakenkreuz. Die Schale auf Abb. 4 links schließt sich mit ihrem eingeritzten und weiß ausgefüllten Muster an die Rössener Keramik (Abb. 3) an, eine Endstufe der keramischen Entwicklung der Jüngeren Steinzeit, während die halbkugelige Form der auf Abb. 4 rechts stehenden Urne ihr Gegenstück in

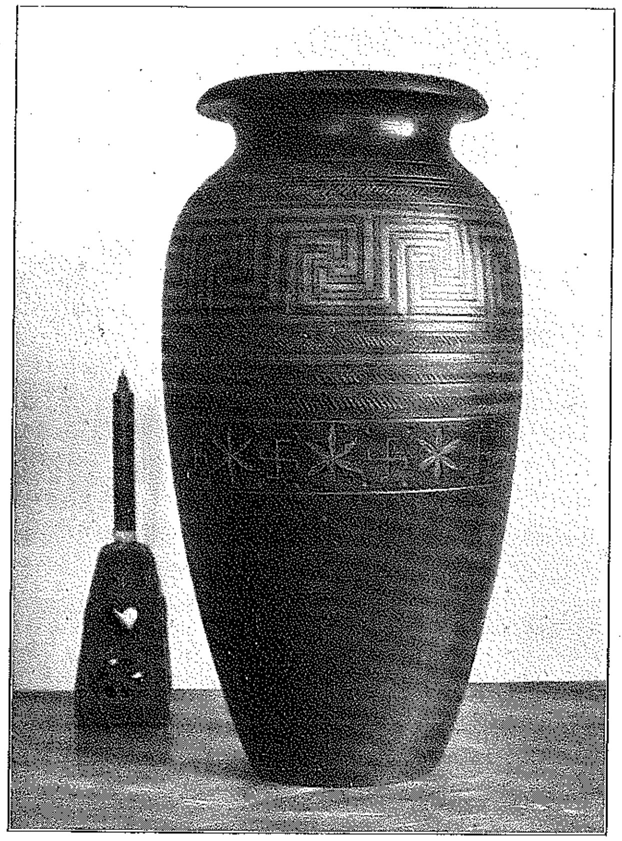


Abb. 1. Urne aus der Porzellanmanufaktur Allach, links ein ebenfalls dort hergestellter Julleuchter



Abb. 2. Ostgermanische Mäanderurne
Nach Kossinna: Deutsche Vorgeschichte

der altsächsischen Hakenkreuzurne (Abb. 5) von etwa 400 n. Zw. findet, nur daß sie statt des Hakenkreuzes den ebenfalls in der bäuerlichen Kunst bis heute lebendig gebliebenen Sechsstern trägt.

Es zeigt sich hier ein hoffnungsvoller neuer Ansatz zu einer überlieferungs- und volksgebundenen Kunst im Handwerk, die freilich mit dem im sogenannten Kunstgewerbe immer noch so beliebten volksfernen, nur das Material hervorhebenden „Geschmack" nichts zu tun hat.



Abb. 3. Tongefäße aus dem Gräberfeld von Rössen, Merseburg. Berlin, Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte
Aufn.: Dr. Hilde Bauer, Deutscher Kunstverlag



Abb. 4. Schale und Urne aus den Allacher Werkstätten



Abb. 5. Altsächsische Urnen mit Hakenkreuzmustern. Hannoversches Landesmuseum
Aufn.: Dr. Hilde Bauer, Deutscher Kunstverlag

Vom Sinn der germanischen Namengebung

Von Dr. E. Hertel

Unsere heutige Namenwelt trägt ein recht buntes Gewand. Neben den alten einheimisch-germanischen Namen (Gerhard, Hildebrand, Wilhelm) sind bei uns durch die Bekehrung viele fremde Namen üblich geworden, die entweder aus der Bibel stammen (David, Jacob, Thomas) oder aus der Heiligengeschichte (Benedikt, Lorenz, Pancratius). Zu ihnen gesellen sich die Namen nach den Berufen (Bäcker, Moldenhauer, Splettstößer), nach den Örtlichkeiten der Herkunft (Brückner, Brinkmann, Gruber). Es folgt das große Gebiet der Beinamen (Gansauge, Kalbfleisch, Schreyvogel) und so manches andere.

Den Grundstock machen allerdings immer noch die germanischen Namen aus, es sind — so merkwürdig es auch klingen mag — weit mehr, als je durch die schriftliche Überlieferung erfaßt worden sind. Wieviel Namen mögen durch die immerhin zufälligen Urkunden überhaupt nicht erfaßt worden sein! Auch hier war das gesprochene Wort stärker als das schriftlich niedergelegte. Von diesen alten, einheimisch-germanischen Namen sei hier die Rede.

Über die Namengebung gibt es unter unseren spärlichen Überlieferungen nur eine einzige, die hierfür etwas aussagt. Es ist jene langobardische Stammessage, die durch Paulus Diakonus auf uns gekommen ist, wonach die Winiler mit Freyas Hilfe Wodan überlisten, indem sich die Frauen der Winiler die Rüstungen ihrer Männer anziehen, sich ihr langes Haar wie Bärte um Kinn und Wangen schlagen, so daß Wodan frühmorgens bei ihrem Anblick erstaunt ausruft: „Was sind das für langbärtige Waffenleute?" — Worauf Freya ihm antwortet: „Hast du ihnen den Namen verliehen (= langbärtige Waffenleute), so schaffe ihnen auch den Sieg. Notgedrungen muß Wodan ihnen als Namensgeschenk nun den Sieg verleihen. Daher nennen sich die Winiler von nun an Langbärte oder Langobarden. — So berichtet es wenigstens die Sage. Über die wirkliche Erklärung des Namens herrscht heute noch keine Einigkeit.

Die obige Sage bezeugt eigentlich nur, daß bei der Namengebung ein Geschenk übergeben werden mußte — eine Sitte, die sich bis heute als Namenstags- und Geburtstagsgeschenk erhalten hat.

Recht bezeichnend ist auch jene Stelle aus dem Anfange des Heliand, in dem neben allem Christlichen noch manches Einheimische steckt, von den Engeln, die nach Walkürenart noch Federgewänder tragen, bis zu den „hohen Hornsälen" Jerusalems. Aus dieser Stelle läßt sich entnehmen, daß zu dieser Zeit ein biblischer Name nicht gern angenommen wurde.

Dem greisen Ehepaar Zacharias und Elisabeth wird da ein Sohn, ein „Erbwart" geboren.

„Da fragt' ein Erfahrener, der vieles verstand,
Weise von Wort und witzig von Sinn,
Genau fragt' er nach, wie sie nennen das Kind
Wollten in dieser Welt. ...
Schleunigst begann da
Des Kindes Mutter, die den Knaben hielt,
Den Geborenen, am Busen: ‚Uns kam Gottes Gebot,
Vorigen Jahres; zuvörderst gebot er uns,
Daß er Johannes heißen sollte
Nach Gottes Anordnung, was ich aus eignem Sinn
Nicht zu ändern wage, wenn ich entscheiden soll.'
Da begann ein Übermütiger, der ihr verwandt war:
‚Also hieß nie einer der Edelgeborenen
Unseres Stammes und Geschlechts: ersehn wir einen andern
Genehmeren Namen, daß er ihn nehme, wenn er darf.'"

Allerdings wird die Beweiskraft dieser Stelle dadurch herabgesetzt, daß in der Bibel der gleiche Vorgang geschildert wird (Lukas I, 59—63).

Aus dem gleichen Anlaß ärgern sich die Schweden im Jahre 1020 ebenso, daß ihr junger König „Jacob" heißen soll, wie es Snorri in seinem 2. Königsbuche erzählt: „Da bekam er (der christliche Schwedenkönig Olaf) von seiner Gemahlin einen Sohn, der am Jacobstage geboren wurde; und als dieser Knabe getauft wurde, gab ihm der Bischof den Namen Jacob. Dieser Name mißfiel den Schweden sehr, und sie beklagten sich darüber: niemals noch habe ein Schwedenkönig Jacob geheißen. — Nun geleiteten die Brüder

Freyvid und Arnvid den Königssohn Jacob dort auf das Thing, und sie ließen ihm den Königstitel beilegen. Überdies aber gaben ihm die Schweden den Namen Önund, und so nannte man ihn fortan, solange er lebte. Zu dieser Zeit war er zehn bis zwölf Jahre alt."

Zu dem eigentlichen Thema sei vorausgeschickt, daß jeder germanische Name ein sinnvolles Gebilde darstellt. Hiervon sei diesmal nicht die Rede. Anders steht es mit der Frage nach dem Sinn der germanischen Namengebung überhaupt. Wenn hier unsere einheimischen Quellen ganz versagen, müssen wir uns notgedrungen nach anderen Zeugnissen umsehen.

Es sind das die isländischen Sagas, jene Bauern- und Familiengeschichten, die auf Island nach der Besiedelung zwischen 874 und 930 entstanden sind; aufgezeichnet wurden sie erst um 1200. Da heißt es in der Saga von den Seetalsleuten: „Er bekam einen Sohn; und als der Knabe zum Vater (Thorstein) getragen und ihm aufs Knie gesetzt wurde, sagte er: ‚Dieser Knabe soll Ingimund heißen, nach seinem Muttervater, und ich wünsche, daß sein Heil dem Namen folgt.'"

Aus derselben Saga: „Wigdis gebar einen Sohn; und als der Vater (Ingimund) sah, daß er einen klugen, stillen Blick hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil seines Großvaters."

Nach diesen beiden Stellen schon ergibt sich der Sinn jeder germanischen Namengebung: der Name soll seinem Träger Heil bringen, d. h. etwas Günstiges. Insbesondere soll er ihm das Heil, das Glück der Sippe (Familie) bringen, in die er hineingeboren ist. Diese Vorstellung wieder beruht auf dem Glauben, daß jede Sippe ihre guten Geister, die Fylgien (= Folgegeister) hat, die im Verborgenen immer für das Heil, für das Glück der Sippe sorgen. Es sind gewissermaßen die guten Heimchen am Herde. Daher wird den Kindern auch so häufig, damals wie heute, der Name nach den Großeltern gegeben.

Nun verstehen wir auch, warum bei Fürsten- und Königshäusern so oft derselbe Name wiederkehrt: Friedrich, Otto, Wilhelm (bei den Fürsten von Reuß ging der Name Heinrich wohl über die Zahl 50 hinaus!, — es sollte der Ahnherr des Geschlechtes mit seinem Namen auch sein Glück und seine Tatkraft den Nachkommen vererben!

Daher erklärt sich auch die zunächst befremdliche Tatsache, daß selbst ein Sterbender seinen Namen vererben kann, wie es in der Saga von Finnbogi dem Starken erzählt wird, der erst sein Erbe verteilt und dann fortfährt: „Nun will ich dir (Urdarkött) meinen Namen schenken. Ich bin nicht zukunftskundig; doch denke ich, dein Name wird leben, solange die Welt steht. Das wird mir dann eine Ehre sein und meinen Verwandten, daß ein so berühmter Mann von mir den Namen hat — wie du einmal wirst, wenn es so kommt, wie ich denke. Denn mir hat das Geschick das nicht zugedacht." — Urdarkött dankte ihm für die Gabe. Nicht lange mehr ruhte er auf Urdarkötts Schoß, da starb er.

Wir heutigen Menschen handeln unbewußt nach derselben Anschauung, wenn wir dem Kinde den Vornamen des Vaters, des Großvaters oder sonst eines lieben Verwandten geben — denn damit hegen auch wir den stillen Wunsch: das Kind möge so werden wie der, dessen Namen es trägt! Keinem Vater wird es jemals einfallen, sein Kind nach einem Mitgliede der Familie zu benennen, das im Leben Schiffbruch gelitten oder gar Schande auf seinen Namen gehäuft hat. So stark sind wir alle unbewußt in unserer völkischen Vergangenheit und nordischen Wesensart verwurzelt!

Daß die Namengebung eine ernste Angelegenheit war und daß die Verleihung eines Namens möglichst von einem vornehmen Manne vorgenommen wurde, erfahren wir bei Snorri mehrmals.

„Nun war es Sitte, wo es sich um Kinder edler Leute handelte, sorgfältig die Männer auszuwählen, die sie mit Wasser besprengten (hier und im folgenden noch die alte, heidnische Taufe) und ihnen den Namen geben sollten. ... Sie lagen die Nacht am Lande, und da gebar Thora an einer Klippe nahe dem Ende der Landungsbrücke ein Kind. Das

war ein Knabe. Jarl (Herzog) Sigurd besprengte ihn mit Wasser und nannte ihn Hakon, nach seinem Vater, dem Jarl Hakon von Lade."

„Erich und Gunnhild bekamen einen Sohn, den König Harald mit Wasser besprengte und dem er seinen Namen gab, indem er beifügte, er solle einmal König werden nach seinem Vater Erich."

„Kaiser Otto fuhr zurück in sein Reich nach Sachsenland. Er und der Dänenkönig schieden in Freundschaft. Man erzählt, daß Kaiser Otto der Pate von Haralds Sohn Svend wurde und ihm seinen Namen gab, so daß er bei der Taufe Otto-Svend genannt wurde."

Mehrfach finden sich auch Belege dafür, daß bei der Namengebung ein Geschenk übergeben wurde, das den Namen „fest machen" sollte. Das geschah in der Regel nicht bei den Neugeborenen, sondern weit häufiger bei Erwachsenen, wenn sie bei irgendeiner Gelegenheit einen Beinamen bekommen hatten.

In der Saga von den Schwurbrüdern fährt der Skalde Thormod oft zu einer Witwe, deren Tochter Thorbjörg ihm sehr gefällt. Sie ist ein fein gesittetes Mädchen, nicht besonders schön, doch hat sie auffallend schwarze Haare und Augenbrauen; sie heißt deshalb Kolbrun = Schwarzbraue. Die Saga erzählt nun weiter: „Er (Thormod) dichtete damals ein Lobgedicht auf Thorbjörg Kolbrun. Das nannte er die ‚Schwarzbraue Weise'. Und als das Gedicht fertig war, da trug er es vor, so daß es viele Leute hörten. Katla (die Mutter des Mädchens) zog einen Fingerring von ihrer Hand, groß und wertvoll, und sprach: ‚Diesen Ring will ich dir schenken, Thormod, als Dichterlohn und zur Namensgabe; denn den Kenn-namen gebe ich dir: du sollst Schwarzbrauenskalde heißen.' Thormod dankte Katla für die Gabe; und seitdem blieb der Name, den Katla ihm gegeben hatte, an Thormod haften."

In der Geschichte von Rolf Kraki wird das Umgekehrte berichtet, nämlich, daß der reiche König Rolf dem armen Jüngling ein Geschenk dafür gibt, daß er ihm einen Namen gegeben hat, obschon dieser Name gar nicht schön ist. „Ein armer Bursche, Wöggr genannt, kam einst in König Rolfs Halle, als der König noch jung an Jahren und von zartem Wuchse war. Da ging Wöggr zu ihm hin und sah ihn an. Der König sprach: ‚Was willst du damit sagen, junger Geselle, daß du mich so ansiehst?' Wöggr antwortete: ‚Als ich daheim war, hörte ich sagen, König Rolf in Lejre sei der größte Mann in den Nordlanden; und nun sitzt hier auf dem Hochsitze eine kleine Krähe (Kraki), die nennen sie ihren König.' — Da versetzte der König: ‚Du, Geselle, hast mir einen Namen gegeben, und ich werde Rolf Kraki heißen. Es ist aber Gebrauch, daß dem Namen eine Gabe folge. Weil ich nun sehe, daß du kein Geschenk hast, welches du mir zu diesem Namen geben könntest, oder welches sich für mich schickt, so soll dem andern geben, wer da hat.' Da zog er einen Goldring von der Hand und gab ihn ihm. Wöggr sagte: ‚Du bist der beste aller Könige. Darum gelobe ich dir, ich will desjenigen Mannes Mörder sein, der dein Mörder sein wird.' Da sprach der König lachend: ‚Über eine Kleinigkeit freut sich Wöggr.'

Noch ein anderes Mal erfahren wir, daß ein unschöner Name ohne weiteres angenommen wird und sich dann von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Das erzählt die Gisli Saga: „Er (der Neugeborene) wurde mit Wasser geweiht und erhielt erst den Namen Thorgrim nach seinem Vater. Als er heranwuchs, fand man ihn mürrisch und widerspenstig, und so änderte man seinen Namen und nannte ihn Snorri (= Schnauber, Schnarcher, Brummer)"[1].

Vielleicht noch aufschlußreicher ist die Saga von Thorstein dem Weißen, aus der hervorgeht, daß ein doppelter Name, auch wenn er unschön ist, für besonders glückbringend gilt

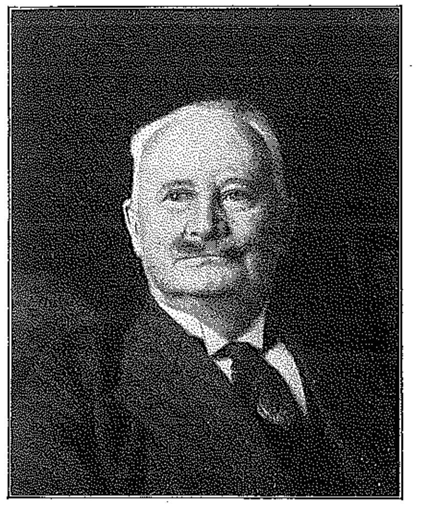
[1] Hierzu sei auf einen sehr ähnlichen Namensträger aus der Neuzeit hingewiesen, der eine über das Örtliche hinausgehende Berühmtheit gewonnen hat: nämlich jenen Hamburger Lastträger, dem die Kinder seines brummenden Wesens wegen das Neckwort „Hummel Hummel" nachriefen, das heute zur Losung für alle Hamburger geworden ist. Pl.

und längeres Leben verleihen soll. Als dort Vieh zusammengetrieben wird, fangen die Stiere an, sich zu stoßen. „Als Helgi das sah (nämlich wie sein Hausstier von einem fremden zurückgestoßen wurde), holte er aus dem Hause ein paar große Eisstachel und band sie dem Hausstier vor den Kopf. Der Kampf ging weiter und endete so, daß der Hausstier den anderen zu Tode stieß; die Stacheln waren tief eingedrungen. Diese Tat schien den meisten eine unschöne List. Er bekam davon seinen Namen Brodd-Helgi, denn Brodd bedeutet Stachel. Einen Doppelnamen zu haben, galt damals als glückbringend; die Leute glaubten länger zu leben, wenn sie zwei Namen hätten."

Im Zusammenhang damit sei zum Beschluß auf jene Stelle bei Plutarch verwiesen, die von der verborgenen Macht zu sprechen scheint, die in jedem Namen ruht. Dort ziehen die germanischen Ambronen 102 vor Christ bei Aquae Sextiae zur Schlacht gegen die Römer. „Sie rückten nicht ungeordnet und in wilder Hast heran. Auch stießen sie nicht etwa ein verworrenes Kriegsgeschrei aus, sondern sie schlugen im Takt an ihre Waffen, sprangen alle dazu gleichzeitig in die Höhe und riefen dazu zu wiederholten Malen ihren Namen, vielleicht um sich selbst anzufeuern, vielleicht um die Römer von vornherein durch die bloße Nennung ihres Namens in Schrecken zu setzen."

Die schöpferische Kraft der Namengebung ist heute bei uns tot, denn wir tragen alle einen festen Namen. Und doch lebt sie noch weiter, freilich nur bei der Benennung von Tieren und leblosen Dingen, — so wenn der Bauer seine Kühe, der Hirte seinen Hund benennt, wenn der Reiter seinem Pferde einen schönen Namen gibt, wenn wir Boote und Schiffe taufen. Und noch in einem haben wir uns die alte Freiheit der Namengebung gewahrt, in der Wahl unserer Vornamen. Wollte doch jeder Vater seinem Kinde endlich einen deutschen und sinnvollen Namen geben, damit Fischarts Wunsch weiter wirke: „Schöne Namen reizen auch zu schönen Taten!"

Oberstleutnant Platz 70 Jahre



Oberstleutnant a. D. Platz, am Schluß des Weltkrieges Regimentskommandeur, gehört zu den auch wissenschaftlich veranlagten Offizieren, die neben ihrer voll erfaßten militärischen Aufgabe sich noch ein anderes Gebiet ernsten Studiums zu erwählen pflegen. Die Fragen um Atlantis zogen ihn mächtig an, und seine Lichtbildervorträge über altamerikanische Kulturen fanden lebhaften Beifall. Über Herman Wirth gelangte er zur Germanenforschung. Er war einer der ersten in Detmold, die überzeugt auf meine Seite traten, als ich mit meinen Beobachtungen an den Externsteinen und in Oesterholz, fußend auf den Wahrheiten der Vererbungslehre und den zuletzt von Kossinna vertretenen Gedanken folgend, in das Dunkel einzudringen versuchte, welches über der germanischen Kultur lagert. Als die altgewohnte Schulmeinung von den auf Bärenhäuten liegenden Germanen noch herrschend war und man sich kopfschüttelnd vorstellte, daß die Einherier in Walhall über germanische Himmelskunde, astronomische Ortung und Kampfspielbahnen in helles Gelächter ausbrechen würden, stand Platz unbeirrt zur Sache. 1927 wurde er Mitbegründer der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte" und ihrer Zeitschrift. Opferbereit übernahm er ehrenamtlich die nicht geringe Arbeitslast des Vorsitzenden der Vereinigung und hat

unermüdlich durch Vorträge, Führungen und Schriftwerk den Bund gefördert, der sich schnell zu einer über Deutschland verbreiteten Bewegung auswuchs. Den Tausenden, denen er gedient hat, bleibt die eindrückliche, frische, auch mit Humor durchsetzte Art, in der er unsere Sache zu vertreten wußte, unvergeßlich. Er kämpfte selbstlos und ehrlich, in hohem Verantwortungsgefühl, gütig und gerecht. 1936 ging die Leitung der Vereinigung an das „Ahnenerbe" über. Es ist mir eine besondere Freude, daß dieser 70. Geburtstag am 22. Juli mir erneut Gelegenheit gibt, an dieser Stelle den Dank, die Verehrung und die herzlichen Wünsche aller derer zum Ausdruck zu bringen, die den Anteil des ersten Vorsitzenden der Vereinigung unseres germanenkundlichen Werks zu würdigen wissen. W. Teudt.

Die Fundgrube



Überlieferung im Kinderspiel. Obenstehendes Bild ist aufgenommen im Berliner Osten, vor der Tür des Ahnenerbes in der Raupachstraße, von dessen Fenstern sich der — zumal kurz nach der Veröffentlichung über das „Alte Hexespiel" in Heft 4/37 — ganz überraschende Ausblick auf mehrere solcher Spiralen bot. Das Spiel dazu geht so vor sich: ein Kind steht in der Mitte, das ist die Verkäuferin; nun betätigen zunächst die anderen Kinder die in Gestalt eines kleinen Kreises am Anfang der Spirale angebrachte „Glocke"; sie steigen die „Treppe" hinauf — das sind die Querstriche im ersten Bogen — zur „Verkäuferin", bei der sie zum Schein etwas zu kaufen verlangen, ein Paar Schuhe, ein Pfund Butter, irgend etwas; nach Aushändigung der „Ware", nämlich eines Holzstückchens — auch ein Klaps in die Hand kann sie ersetzen —, kommt es darauf an, ohne zu bezahlen möglichst rasch zu fliehen; wer von der „Verkäuferin" gefangen wird, tritt an ihre Stelle, und das Spiel geht von vorne an.

Der reale Inhalt dieses Spieles entstammt natürlich der Vorstellungswelt des Großstadtkindes, aber es ist deutlich, daß die „Verkäuferin" hier eine ähnliche Rolle spielt, wie in dem von R. Weigelt geschilderten Spiel die Hexe, die ihre Gespielen „bannt" und in den „Backofen" befördert. Es wird übrigens, wie man mir sagt, im westfälischen Industriegebiet in genau der gleichen Form wie in Berlin gespielt. Der überdeckte mythische Sinn der Spirale ist immer noch darin zu erkennen, daß Gefahr in ihrem Zentrum lauert, ähnlich wie bei den verwandten Labyrinthen und Trojaburgen in den damit verbundenen Sagen. Beim Alte-Hexe-Spiel ist das Verlassen des Backofens durch die Spirale nur möglich, wenn die Hexe durch Vernichtung des Malkreuzes das Schloß des Ausgangs öffnet; hier wird die Befreiung durch die Flucht erstrebt. Hierin liegt vielleicht die Beziehung zum Wintersonnwendmythos von der Niederlage und der Wiedergeburt des Lichtes und des Lebens.

Das Alter der Überlieferungen, die letzten Endes diesen Spielen zugrunde liegen, mag man an der Felszeichnung von Tanum, abgebildet in Heft 4/37, S. 122, und an den in gleichem mythischen Boden wurzelnden Erscheinungen der Trojaburgen (Abb. 2) ermessen. Hans Bauer.

„Entsagest du dem Teufel?" Man schreibt uns: „Im Juniheft dieser Zeitschrift erschien ein ausgezeichneter Aufsatz von Hugin und Munin über das Altsächsische Taufgelübde, das mit den Worten begann: „Widersagst du dem Teufel?"

An dieses Taufgelübde knüpft sich ein bezeichnender Vorgang, den ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten möchte. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts übernahm ein eben von der Universität gekommener junger Pastor die Kirchengemeinde Hitzacker in Hannover. Er kannte seine Bauern noch nicht recht, als er in den ersten Tagen schon eine Taufe vornehmen mußte. Dabei verwendete er die in jener Gegend ungewöhnliche Formel: „Entsagest du dem Teufel und allem Teufelswerke?" worauf die Paten antworten sollten: „Ja, ich widersage usw." Anstatt aber in dieser Weise zu antworten, trat ein alter Bauer vor und sagte sehr eindringlich: „Herr Pastor, mit dem Teufel und all seinen bösen Werken haben wir hier gar nichts zu tun."

Auf diese unerwartete Antwort trat peinliche Stille ein. Der junge Pfarrer war im Augenblick recht verlegen, rettete aber die Situation, indem er eine andere ihm bekannte Taufformel anwandte.

Ich kann mir diesen Vorgang nicht anders erklären, als daß der alte Bauer noch durch generationenlange Überlieferung eine dunkle Erinnerung an die Vorgänge hatte, die sich bei der Zwangsbekehrung ereignet hatten, zumal ja große und furchtbare Ereignisse lange im Gedächtnis des Volkes haften. Werinher."

Altgermanisches und Vorgeschichtliches bei Dante. In seinem in Heft 6 des Jahrgangs 36 veröffentlichten Aufsatz „Heidenmauer und Brunhildisstuhl als germanisches Heiligtum" spricht Wilhelm Teudt die Vermutung aus, daß „Vor Beginn der Steinbrucharbeiten im oberen Drittel der jetzigen Berglücke am Brunhildenstuhl entweder eine Kulthöhle zu finden ist, oder eine Grotte als Schauburg in den Berg eingearbeitet gewesen sein kann".

Eine Grotte als Schauburg? Wo gibt es derartiges?

In Dantes göttlicher Komödie im zwanzigsten Gesang der Hölle! Dort erwähnt Dante den etruskischen Wahrsager Aruns, der den Sieg Cäsars nach seinem Übergang über den Rubikon vorausgesagt haben soll. Er spricht von ihm als einem,

Der in den Bergen Lunis, wo die Bauern
Carraras ihre Felder droben ackern,
In einer weißen Marmorhöhle wohnte,
Wo nichts den Blick ihm in die Weite sperrte
Hin nach den Sternen und aufs blaue Meer.

Die Entsprechung ist so vollkommen, daß ich mir nicht versagen kann, die Leser dieser Zeitschrift darauf hinzuweisen. Guardar le Stelle, die Sterne zu beobachten heißt es im Urtext. Also nicht der schönen Aussicht wegen saß Aruns oben in seinem Felsen. Er war Kalendermacher, der den Zeitpunkt des Untergangs der Gestirne am westlichen Horizont, im Meer, Tag für Tag beobachtete.

An anderer Stelle erfahren wir aus der göttlichen Komödie, daß bei den Deutschen in Italien noch bis ins 13. Jahrhundert n. d. Ztw. große Hügelgräber errichtet wurden. Im dritten Gesang des Läuterungsberges beklagt sich Manfred, der Sohn Kaiser Friedrich II., über den Bischof von Cosenza, der sein Grab geschändet hat, „wenn er fromm gewesen wäre,

So ruhten jetzt noch meines Leibs Gebeine
Im sichern Schutz des großen Hügelmales,
Am Brückenkopfe dicht vor Benevent".

Bemerkenswert ist hierbei auch der Umstand, daß die deutschen Ritter ihren Helden bei einer Brücke bestattet haben. Das wird seinen Grund in dem Mythos von der Himmelsbrücke haben, von dem O. S. Reuter in seinem unschätzbaren Buch über „das Rätsel der Edda" so Ausführliches zu berichten weiß. Daß im 13. Jahrhundert eine sonst nur aus der Bronzezeit bezeugte Sitte wieder in Erscheinung tritt, ist ein neuer Beweis dafür, daß im Volke außerhalb der literarischen Welt uralte Unterströmungen vorhanden sind. Ein Genie ist imstande, auch aus diesen zu schöpfen.

In der Edda, im Wafthrudnerlied, wird der Ursprung der Winde mit dem Vers erklärt:

Totenvertilger
Heißt ein am Himmelspol
Hockender Unhold
In Adlerverhüllung
Mit den Fittichen fächelt er
Wind allem Volk zu.
(Nach W. Jordan.)

Dieser Unhold ist bei Dante der Satan selbst, der im untersten Grund der Hölle mit seinen Flügeln drei Winde erzeugt, die den Cocytus bis zum Grunde in eine Eismasse gefrieren lassen. Es ist, als wenn

Dante am Kaminfeuer seiner ritterlichen Freunde noch mehr solcher germanischer Mythen habe erzählen hören. Sein Läuterungsberg ist frei von Gewittern, wie der Donnersberg in der Pfalz und viele andere heilige Berge im Norden. Wie die Achalm bei Reutlingen mit einer goldenen Kette, so ist auch der Himmelsberg bei Dante von einer Mauer ringsum umzogen. Die Stimme des Blutes spricht aus diesen Anklängen und Bildern, sie bricht sieghaft durch bei der Stufenleiter der Sünde. Da ist Dante ganz Germane, wenn er als schlimmste Sünde den Verrat bezeichnet. In seinem lehrhaften Vortrag über die Sündenstrafen spricht er zum Schluß von den Sünden gegen die Pflicht der Liebe:

Die zweite Art verletzt sowohl die Liebe,
Die uns Natur befiehlt, als auch die andre,
Die man in Sonderheit die Treue nennt –,

und nun erhebt er plötzlich die Stimme zu dramatischer Wucht, wenn er fortfährt:

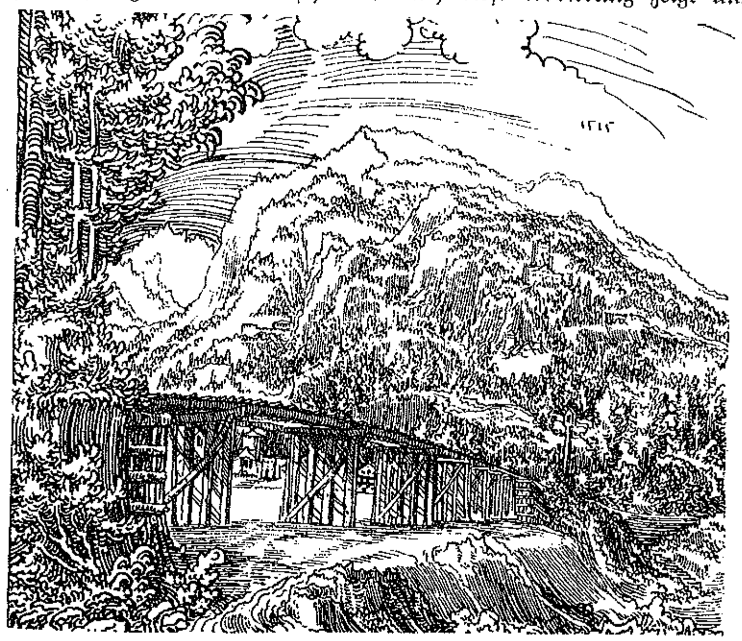
Und darum wird im tiefsten Kreis, im Punkt
Des Weltalls, der den Namen Dyte trägt,
Verrat in alle Ewigkeit zermalmt.

H. A. Prietze.

Aus der Landschaft

Zum germanischen Brückenbau. In „Germanien" 1936/2, S. 52 ff., wird die „Blumberger Stege" bei Ostritz als Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Zimmermannskunst, welche seit Urzeiten die germanische Baukunst bestimmt, abgebildet und beschrieben. Über die Blumberger Stege liegen seit dem Jahre 1530 urkundliche Nachrichten vor. Aus dem gleichen Zeitabschnitt ist uns die Federzeichnung einer langen hölzernen Donaubrücke (wohl aus der Gegend von Passau) überkommen. Sie stammt von Wolf Huber (gest. 1553), ist datiert 1515 und befindet sich in der graphischen Sammlung zu München. (Abgedruckt in: „Kultur des Handwerks", Amtl. Zeitschr. der Ausstellung München 1927 „Das Bayerische Handwerk", Heft 11, Sept. 1927, S. 361.) Auch diese Abbildung zeigt uns, wie noch bis ins späte Mittelalter hinein selbst in Gegenden, die lange Zeit von den in Stein bauenden Römern besetzt gewesen sind, die altgermanische Zimmermannskunst lebendig geblieben ist und treffliche Werke geschaffen hat.

Werner Stief, Berlin.



Die Bücherwaage

Keltische Studien. Im Januar dieses Jahres wurde die „Deutsche Gesellschaft für keltische Studien" gegründet. Sie wendet sich in einem Aufruf an alle Freunde des keltischen Kulturkreises und insbesondere an alle jungen Kräfte der deutschen Wissenschaft, die als Volkskundler, Vorgeschichtler, Sprachforscher keltische Studien treiben. Sie will auch „den Weg bereiten für ein tieferes Verständnis für die Werte und Formen der keltischen Welt, deren bedeutende Einwirkungen auf das Kulturleben unserer westeuropäischen Nachbarstaaten, aber auch auf unsere eigene Entwicklung heute allerorten offenkundig sind". Der Ehrenpräsident der Gesellschaft ist der Altmeister der deutschen Keltologie, Geh. Rat Thurneysen-Bonn; zu den Gründern gehören Prof. Mühlhausen, Dr. Bauersfeld, Dr. von Tevenar. Die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich in Berlin (Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogermanisches Seminar, keltische Abteilung).

Die Germanenforschung hat mehr als einen Berührungspunkt mit der Keltologie, und bedeutende Germanenforscher haben wesentliche Beiträge zur Keltenforschung geliefert (z. B. Neckel, Much). Kelten siedelten in später von Germanen besetzten Gebieten; die beiden Nachbarvölker beeinflußten sich gegenseitig. Schon früh siedelten Germanen in Irland und Iren in Island. Ferner sind Kelten und Germanen zusammen mit den Italikern eine besonders enge, urverwandte Gruppe der Westindogermanen. Die bisher viel zu sehr vernachlässigte Erforschung der gemeinsamen westindogermanischen Kultur setzt die Zusammenschau der germanischen, keltischen und italischen Überlieferung voraus und dient der Erschließung der germanischen Vergangenheit. Der Germanenforscher wird also die Gründung dieser Gesellschaft auf das lebhafteste begrüßen und ihrer Arbeit guten Erfolg wünschen.

O. H.

Helmut Bauersfeld, **Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland.** Berlin 1937, Heft 1 der Schriftenreihe der „Deutschen Gesellschaft für keltische Studien" (zu beziehen von der Geschäftsstelle, Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogerm. Seminar, Kelt. Abt.).

Das kleine Heft enthält einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte der keltischen Forschung in Deutschland und berücksichtigt sowohl Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte wie Vorgeschichte und Volkskunde. Man wird zugleich über die heutige Lage der Forschung unterrichtet. Einzelheiten, die man vermißt, werden gewiß in den weiteren Heften behandelt werden. Solche Übersichten wünschen wir uns auch für die Geschichte der slawischen und baltischen Studien.

Dr. Huth.

Hermann Klaatsch, **Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur.** 3. Ausgabe mit einer Einführung von Jörg Lechler und Ergänzungen von Julius Andree und Hans Weinert. Berlin-Leipzig 1936, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 424 S., 348 Textabbildungen und 7 Beilagen. Ganzleinen 13,50 RM.

Diese Neuausgabe des berühmten Werkes von Klaatsch bringt den Originaltext mit Änderungen lediglich in unwesentlichen Einzelheiten und Einschaltungen in Klammern. Um den Leser auch mit dem neuen Material vertraut zu machen, sind zwei Abschnitte hervorragender Forscher hinzugefügt worden: „Die Entwicklung der mitteleuropäischen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit" von Andree und „Die paläontologischen Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit" von Weinert. Auf diese Weise ist das klassische Werk zugleich zu einer ausgezeichneten Einführung in die heutige Lage der Erforschung von Kultur und Rasse der Altsteinzeit geworden.

Huth.

Rudolf Much, **Die Germania des Tacitus.** Heidelberg 1937. C. Winter-Verlag. 464 Seiten, 1 Karte und 26 Abbildungen auf 12 Tafeln. Geheftet 12 RM., gebunden 14 RM.

Rudolf Much ist im März 1936 gestorben; er hinterließ die fertige Handschrift des jetzt erschienenen Germania-Kommentars. Das Werk Muchs ist für jeden Germanenkundler unentbehrlich.

Huth.

Josef Strzygowski, **Aufgang des Nordens.** Lebenskampf eines Kunstforschers um ein deutsches Weltbild. Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig 1936. 139 Seiten, mit 20 Abbildungen auf Tafeln.

Wer das Lebenswerk des bahnbrechenden

Forschers St. kennenlernen will, greife zu diesem Buche, das wir wärmstens empfehlen.
Huth.

Wolfram, Richard, **Schwerttanz und Männerbund.** Kassel, 1. Lieferung 1936, 2. Lieferung 1937, Bärenreiter-Verlag. Jede Lieferung 4,80 RM.

Das Werk Wolframs, von dem jetzt zwei Lieferungen vorliegen, haben wir bereits in „Germanien" 1935, Seite 92, angezeigt. Es handelt sich um ein grundlegendes Werk der Germanenforschung. Wolfram hat nicht nur viel neues, bisher unbekanntes Material beigebracht, sondern weist auch für das Verständnis der Tänze neue Wege. Wir haben es mit dem Werk eines Forschers zu tun, der die Tänze, die er behandelt, zum guten Teil selbst getanzt hat. Das bedeutet eine große Überlegenheit über fast alle bisherigen Bemühungen um das so wichtige Thema. Beschreibungen der Tänze können nie die eigene Ausübung ersetzen.

Die bisherigen Lieferungen enthalten folgende Abschnitte: Die Fragestellung, Der Schwerttanz der deutschen Stadt, Der bäuerliche Schwerttanz, Die Schwerttanzform, Der Reiftanz, Die geographische Verbreitung des Schwerttanzes, Der Stil des Schwerttanzes, Die Bedeutung des Schwerttanzes.

Leopold von Schröder hatte in seinem Werk „Mysterium und Mimus im Rigveda" (Leipzig 1908) zuerst gezeigt, daß kultische Waffentänze bereits dem ur-indogermanischen Altertum bekannt waren und von Kriegerbünden ausgeführt wurden. L. Weiser, K. Meuli und vor allem O. Höfler hatten die Forschungen Schröders auf germanenkundlichem Gebiet fortgesetzt, während J. W. Hauer auf Schröders eigentlichem Fachgebiet, der Indologie, zu bestätigenden und ergänzenden Ergebnissen kam.

Wolfram widerlegt gründlichst verfehlte Entstehungstheorien, die den Schwerttanz aus städtischen Zunftbräuchen herleiten wollen. Er zeigt, daß der Schwerttanz schon ursprünglich dem bäuerlichen Lebenskreise zugehört und aus dem germanischen Altertum herstammt. Die genaue Übersicht über die geographische Verbreitung des Tanzes bestätigt Kurt Meschkes Ansicht, die er in seiner ausgezeichneten Arbeit über „Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis" (Leipzig 1931) darlegte, daß der Schwerttanz eine eigentümlich germanische Tanzform ist. Höchst bedeutsam sind die Ausführungen des Abschnittes über den Stil des Schwerttanzes. Der Schwerttanz ist ein Kettentanz und ist aus dem älteren Sing- und Kettentanz entstanden. Die Linienführung des Schwerttanzes läßt Schlangen- und Wirbelmotive erkennen, die uns aus der nordischen Zierkunst von der Bronzezeit bis zur Wikingerzeit bekannt sind. Tief in den kultischen Sinn des Schwerttanzes führt der folgende Abschnitt. Kreisgang, Durchgang durchs Tor, Schlangenlauf haben religiösen Sinn. Den Höhepunkt des ganzen Tanzes bedeutet die Bildung des Schwertersternes, der sogenannten Rose; es ist im allgemeinen ein Achtstern und in jedem Falle ein Jahreskreissinnbild. Der Schwerttanz war also ein kultisches Spiel, ein heiliges Drama. Wolframs Arbeit ist daher als eine bedeutsame Untersuchung zum germanischen Kult zu werten.
Dr. O. Huth.

Tögel, Hermann: **Der Werdegang der christlichen Religion.** Bd. V: Germanenglaube. 2. Aufl. Julius Klinkhardt, Leipzig.

Tögel will „durch die Behandlung des Germanenglaubens (im christlichen Religionsunterricht, B.) eine wichtige Erweiterung und Ergänzung unseres christlichen Gefühlskreises" erreichen. Daß eine germanische Vertiefung des Christentums von innen her, aus dem religiösen Erleben des Einzelnen möglich ist, wobei allerdings Kerngebiete des Christlichen verlorengehen müssen, das hat die deutsche Mystik des Mittelalters bewiesen. Solches jedoch vom altgermanischen, heidnischen Stoff her gewissermaßen organisieren zu wollen, scheint uns ein etwas abenteuerliches Unternehmen. Es zeigt sich denn auch bei näherer Prüfung, daß Tögel entscheidende Mittelpunkte des Germanenglaubens in völlig falschem Lichte sieht. Germanische Frömmigkeit ist ihm (S. 121) „die sehr einfache, urkräftige Frömmigkeit eines gesunden, gutartigen Bauernvolkes. Sie war freilich nicht besonders geistreich. Ihr Schwung reichte nicht weit. Um Fruchtbarkeit der Felder, Gesundheit des Leibes, reichliches Essen und Trinken, Hab und Gut handelte es sich zumeist". Das Verhältnis der Germanen zu ihren Göttern ist in Anlehnung an eine hier öfters abgelehnte Anschauung (vergl. den Leitaufsatz in Heft 6/37) als bürgerlicher Do-ut-des-Vertrag aufgefaßt, in den ein Gott wie Wodan nun natürlich nicht hineinpaßt. Dazu kommt, daß der Verfasser im Hinblick auf ihn bekümmert gestehen muß (S. 113): „Odins Ränke und Liebesabenteuer befremden uns aufs schmerzlichste". — Donar ist zwar „bisweilen noch ein plumper Bauer" (S. 113), aber man muß ihm immerhin zugestehen, daß er „treu wie Gold" (S. 91) ist. — Moralisierend und ästhetisierend läßt sich germanischer Glaube nicht begreifen. Wir sind im Gegensatz zu Tögel der Meinung, daß Germanenkunde auf keinen Fall eine Art Lückenbüßer für „unsere so viel höhere Geistreligion" (S. 122) sein kann. Tögel hat nicht verstanden, daß der Glaube der Vorzeit allein in Sinnbild und Mythos wurzelt, denen jegliche „Geistreligion" notwendig als Todfeind gegenüberstehen muß.
Hans Bauer.

Deutsche Bekenntnisse, Schulungshefte. Widukind Verlag A. Boß, Berlin, 1937. Jedes Heft 0,50 RM.

Soeben erscheinen die ersten neun Hefte der Schulungsreihe „Deutsche Bekenntnisse", die Aussprüche von Nietzsche, Hölderlin, Schiller, Arndt, Herder, Schopenhauer und Görres enthalten. Diese Zusammenfassung entscheidender Äußerungen bildet ein ungemein wertvolles Arsenal geistiger Waffen für unsere Zeit, die reif ist für endgültige Entscheidungen im Ringen um eine aus germanischem Geist geborene Lebensfrömmigkeit. Die „Deutschen Bekenntnisse" wollen an ihrem Teil mithelfen an der Befreiung der deutschen Seele von allen Fremdeinflüssen. Sie gehören in die Hand aller Lernenden und Lehrenden.

Übrigens insbesondere die Hefte Arndt, Herder und Görres bringen viele Aussprüche, die dem Volkstumsforscher wertvollste Anregung zu geben vermögen. Hier liegen Äußerungen vor zu Fragen, mit denen gerade die jüngste Volkskundewissenschaft sich beschäftigt hat. Man wird überrascht sein, wie klar und tief die längst gegebenen Antworten sind, die in beschämender Weise bis heute fast unbekannt und unbeachtet blieben.
R. Enke.

Jan de Vries, **Altgermanische Religionsgeschichte** I, Bln. 1935. Verlag de Gruyter, 335 Seiten.

Das Buch von de Vries tritt in Pauls Grundriß der germanischen Philologie an Stelle der „Germanischen Mythologie" von Mogk. Es ist für den Forscher unentbehrlich wegen der genauen Quellenangaben und Schrifttumsnachweise. Das vorangestellte bibliographische Verzeichnis umfaßt 36 Seiten. Als zuverlässige Zusammenfassung der neueren Forschungen ist das Buch von de Vries sehr willkommen. Bemerkt werden muß, daß das Kapitel über „Das volkskundliche Material" nicht befriedigt. Da heißt es auf Seite 278, daß Karl Meisens Nikolausbuch „lobende Erwähnung" verdiene. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Gelehrter wie de Vries sich von einem klerikalen Tendenzwerk, das die gesamte wissenschaftliche Volkskunde ablehnt (Wolfram, Kriß, Höfler usw.), beeindrucken ließ.
Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 13. Jahrgang, Heft III, 1937.

Walter von Stokar, **Mikroskop und Reagenzglas.** Von Stokar weist daraufhin, daß „der erste, der das Mikroskop gleichwertig neben dem Spaten bei Grabungen angewandt wissen wollte", Prof. Dr. Netolitzki, Czernowitz, war. Er macht sodann Ausführungen, die den Ausgräbern Wege zeigen sollen, wie sie bei Berücksichtigung der chemischen Methoden zu verfahren haben. Jeden Ausgräber wird die übersichtliche Anleitung von Stokars, die zugleich eine Antwort auf viele Anfragen ist, begrüßen und beherzigen.

Werner Neugebauer, **Ein wikingisches Gräberfeld in Elbing.** N. berichtet über die Freilegung von Gräbern, deren Funde ins 8. bis 10. Jahrhundert zu setzen sind und die wahrscheinlich von Wikingern aus Gotland herstammen. Die Elbinger Funde sind für die Erkenntnis der frühen Wikingerzeit Westpreußens von großer Bedeutung.

Mannus, 29. Jahrgang, 1937, Heft II. P. Grimm, **Baalberger Kultur in Mitteldeutschland;** K. Waller, **Der Ursprung der sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit.** H. Ohlhaver, **Großsteingräber und Grabhügel in Glauben und Brauch.** R. Müller, **Die astronomische Bedeutung des Kriemhildenstuhls bei Dürkheim.** Unter den Beiträgen des neuen Heftes sind von besonderer Bedeutung die Arbeiten von Ohlhaver und Müller. Ohlhaver bringt in seiner umfangreichen Studie den Nachweis, daß entgegen irrigen Darlegungen von volkskundlicher Seite manche deutschen Volkssagen weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Erinnerungen bewahren. Die gründliche Arbeit dürfte sowohl den Vorgeschichtlern wie den Volkskundlern wesentliche Anregungen bringen. Die Arbeit von R. Müller ist ein

neuer wichtiger Beitrag zur Ortungsforschung.

Schwarzes Korps, Mai 1937, Folge 20/21 Kampfgemeinschaften. 1. **Altarische Kriegerbünde,** 2. **Der germanische Kampfbund.** Diese Aufsätze, die in den Juni-Nummern fortgesetzt werden, führen in ausgezeichneter Weise in den Sinn und die Geschichte der indogermanischen Kriegerbünde ein. „Fast bei allen arischen Völkern ist in irgendeiner Form der kriegerische Kampfbund als uralte Einrichtung belegbar." Erst vor kurzem hat „einer der besten Kenner unserer Mythologie", O. Höfler, diese Kriegerbünde im germanischen Altertum nachgewiesen und gezeigt, daß sie in der ganzen deutschen Geschichte in verwandelter Form fortbestanden haben. Bei allen Indogermanen haben diese Bünde im Kult eine wichtige Rolle gespielt.

Landvolk im Sattel, II. Jahrg. Heft 9, Berlin, 2. Mai 1937. **Rückzüchtung des altdeutschen Waldwildpferdes in München.** Zur ursprünglichen Tierwelt Europas gehörten auch Wildpferde. Drei Wildpferdarten lassen sich unterscheiden, ein großes Wildpferd der Niederrheingegend, von dem die niederrheinischen und belgischen Pferde, sowie die schweren norischen Pferde Bayerns und Österreichs abstammen. Ferner ein rötliches Steppenwildpferd, das in Innerasien bis in die Gegenwart als Wildpferd erhalten blieb. Vor allem aber das graue Waldwildpferd, das wir als d a s Wildpferd der Germanen bezeichnen können. Unterseite und Maul sind weiß, Mähne und Schwanz dunkel und über den Rücken zieht sich von Mähne zu Schwanz ein dunkler Streifen, der sogenannte Aalstrich. Im Gegensatz zu den Hauspferden sind Wildpferde immer gleich gefärbt.

„Es gibt verschiedene zahme Pferderassen, welche die Erbmasse des Waldwildpferdes noch ziemlich rein bewahrt haben. So leben heute noch im Osten Europas, in Polen, Litauen und Rußland, ferner in Schweden und auf Gotland Pferde, die vom Waldwildpferde abstammen und seine Erbmasse noch fast ungekreuzt enthalten. Auch in Norwegen und Island gibt es noch solche halbgroßen, vom Waldwildpferd abstammenden Pferde. Ebenso gehören manche Rassen der britischen Inseln dazu. In Deutschland findet man diese Erbmasse des Waldwildpferdes noch in den Herden des Wildgestütes des Herzogs von Croy in Dülmen bei Westfalen." Dr. Heinz Heck vom Münchner Tierpark hat den ausgestorbenen Auerochsen, den Ur der Germanen, wieder zurückgezüchtet. Ebenso hat er aus verschiedenen kleinen Pferderassen das germanische Waldwildpferd wieder herausgezüchtet. „Bereits im Jahre 1933 gelang es hier ein Stutfohlen zu züchten, das im Aussehen dem grauen Waldwildpferd sehr ähnlich war. Inzwischen sind noch zwei gleiche Stuten gezüchtet worden, so daß man im Münchener Tierpark schon heute wieder Pferde sehen kann, welche die gleiche Farbe und Gestalt aufweisen, wie sie das altgermanische Waldwildpferd gezeigt hat. Direktor Heck, der Leiter des Tierparkes Hellabrunn, ist davon überzeugt, daß es gelingt, wieder Pferde zu züchten, die dem deutschen Waldwildpferd, das im Leben unserer Vorfahren eine so große Rolle spielte, genau gleicht."

De Wolfsangel, Nr. 13, Juni 1937, **Strijdblad voor Nederlandsch Volksbewustzijn.** Der Leitauffsatz beschäftigt sich mit dem „P f e r d i n u n s e r e m V o l k s l e b e n". Er unterrichtet gut über die Pferderassen der Germanen, ihre Pferdezucht und das Roß im Kult (die Roß- und Wagenrennen, das Pferdeopfermahl, das kirchliche Verbot des Pferdefleischessens). Unter den Abbildungen zu diesem Aufsatz finden wir das weiße Roß über der Tür eines holländischen Hauses. Von den weiteren Aufsätzen seien die Mitteilungen über „Heilige Linien in Holland" hervorgehoben, die die Ausführungen der Aprilnummer fortsetzen.

Deutschmährisch-schlesische Heimat. 23. Jg., 1937, Heft III—IV. Dr. H e r b e r t W e i n e l t, **Befestigte Kirchen in Mähren.** „So gut wie unbeachtet von der Wissenschaft und Heimatforschung sind die mährischen Wehrkirchen geblieben ... In der Kirchenfeste, im befestigten Kirchenhof, lebt eine uralte Tradition fort: die der indogermanischen und germanischen Volksburg. So wie in vorgeschrittener Zeit ein Stamm bei nahender Gefahr in dem umwallten Platz Schutz suchte, so flüchtete in Zeiten der Not im Mittelalter die Dorfschaft in ihre feste Kirche und ihren befestigten Kirchhof und verteidigte dort ihre wertvollste Habe."

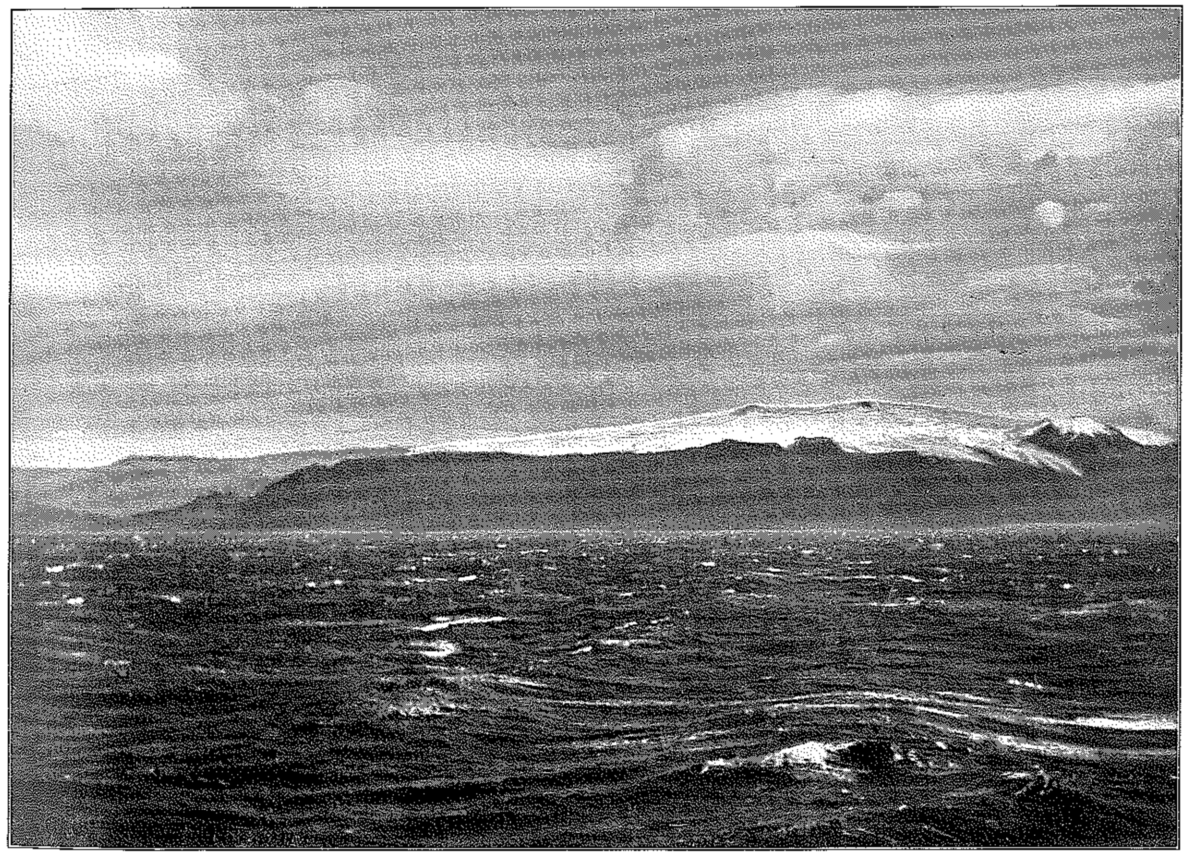
Weinelt berichtet über einige Kirchenburgen, bringt Grundrisse und Bilder und teilt mit, was bisher über die Baugeschichte bekannt ist. Er schließt seine Arbeit mit einem Aufruf an die mährisch-schlesische Heimatforschung, „den befestigten Kirchen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, um den unbedingt notwendigen kulturgeographischen Arbeiten das nötige Material bereitzustellen".

Dr. O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler. Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, August 1937 Heft 8

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 8

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt die stürmische und unwirtliche Südküste der Insel Island. Als erste Zeichen leuchten dem Schiffer die weißen Gletschermassen des größten europäischen Gletschers „Vatna Jokull" entgegen. (Aufn. H. Ißleib, Hamburg.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 — August — Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens

Die Urkunde des Himmels

Dem menschlichen Herzen hat ehedem der Himmel nahegestanden. Unsere Gegenwart kennt ihn kaum noch. Er war ehedem ein offenes Geheimnis, heute ist er verschlossen. Uhr, Kompaß und gedruckter Kalender werden von den Fachgelehrten in Verbindung mit den himmlischen Erscheinungen gehalten, und damit entfällt für den Bürger, besonders den Großstädter, jeder Anreiz, sich mit einem Gegenstande zu befassen, dessen Geheimnisse man in der Tasche trägt. Glaubte man früher wohl von den alten Völkern sagen zu dürfen, daß die Himmelskunde in den Händen einer Priesterkaste gelegen habe, wie es zum Beispiel Cäsar von den keltischen Druiden, die astrologische Theorie von den Babyloniern bezeugt, so darf man heute bei der oft beispiellosen Unwissenheit angesichts unserer wahrhaft glänzenden Umgebung noch weit eher sagen, daß die Himmelskunde zu einer dem modernen Asphaltmenschen unzugänglichen Geheimwissenschaft herabgesunken ist.

Aber auch heute führt von jenem großen Worte Kants, das dem gestirnten Himmel die gleiche immer neue Bewunderung zuerkennen will wie dem moralischen Gesetze in uns, eine unmittelbare, unsterbliche Brücke mitten in unsere Gegenwart; mitten in die Natur hinein, unter die große Stille der Sterne tritt die glaubensbereite deutsche Jugend mit dem bewegenden Worte ihres Führers:

„Was zweifelst du? Dort oben stehen Sterne!
Solang sie leuchten, gibt es einen Gott.
Den Tapfern nah, den Feigen furchtbar ferne,
Zeigt er den Weg trotz Schächer und Schafott!
Was zweifelst du? *Wenn wir die Hände heben,*
Gibt's keine Macht, die von der Freiheit trennt!
Wir sind das Schicksal und wir sind das Leben,
Und unsre Fahne ist das Firmament!"

Die kleine Erde, ein bescheidener Stern, schwebt scheinbar mitten im Himmel, rings umgeben von Unendlichkeiten, aus denen größere Welten grüßen. Weltbild und Glaubensbild

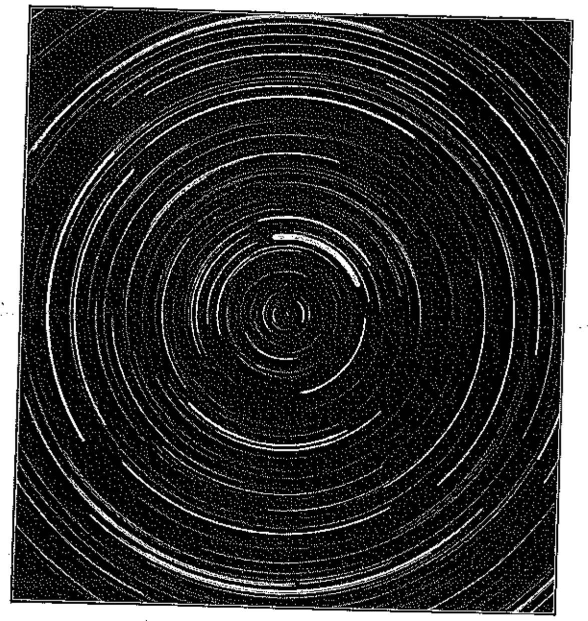


Abb. 1. Die Himmelskreisung um den Stamm der „Weltesche“-Irminsul. Das Idafeld-„Wirbelfeld“ der Edda. Fünfstündige Aufnahme des nördlichen Himmelspols; Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg.

begegnen sich in der Menschenbrust. Und doch bleibt die Frage, ob dies nur eine moderne Betrachtungs- und Gefühlsweise sei, die mit dem Freiheitsgefühl des großen Dichters wähnt, vom Himmel sich die ewigen Rechte herabholen zu müssen, die auf dieser Erde mangeln. Es bleibt die Frage, ob der frühere Mensch den Himmel überhaupt gesehen habe.

Es erschien wichtig, allen und jeden Spuren nachzugehen, um zu erfahren, was wenigstens die germanischen Stämme in der vorkirchlichen und vorgeschichtlichen Zeit an Beobachtung und Erfahrung der himmlischen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten besaßen und nutzten, sei es in der Richtungsbestimmung, in der Hochseeschiffahrt und in der Zeitrechnung, sei es auch nur in der Auszierung des gestirnten Gewölbes über uns mit Bildern von eigener Art und Bedeutung. Die Aufgabe war um so wichtiger, als gerade die Beschäftigung mit den Himmelserscheinungen immer als ein Prüfstein für die gesamte Geisteshaltung eines Stammes gegolten hat. Bei dem scheinbaren Versagen der Quellen hatte es nicht an Hohn und Spott über eine angebliche Barbarei unseres Altertums gefehlt, denen eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz zugrunde lag. Was eine eindringlichere Durchsicht der Quellen und die Beibringung und Ausnutzung neuer Hilfsverfahren an „Germanischer Himmelskunde“ vorgefunden haben, hat im Laufe von zweieinhalb Jahren die Feuerprobe der fachmännischen Kritik im In- und Auslande[1] bestanden. In wie lebendiger Beziehung aber ehedem die germanische Glaubenswelt sich dem Himmelsanblicke verbunden fühlte, das gehört in den großen Zusammenhang von „Astronomie und Mythologie“, den ich schon 1925[2] dargelegt habe.

Die vielberühmten 346 Sterne und Sternbilder freilich, die um 550 Jordanes, aus seinem römischen Gewährsmann schöpfend, der gotischen Himmelskunde beilegte, die noch 1932 E. Zinner zwar nicht den Goten, so doch den Geten zubilligen wollte, gehören nicht der germanischen Himmelskunde an, da diese Zahl, wie ich nachwies, der Großen Syntaxis des Claudius Ptolemäus entnommen ist (Germ. Himmelsk. S. 177 ff.). Dafür ist es aber gelungen, aus den zum Teil recht entlegenen Quellen noch etwa 15 Namen von Sternen und Sternbildern zu gewinnen und ihre Stellung am Himmel mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

Merkwürdigerweise ist von den Planeten kein Name überliefert, obgleich doch diese

[1] Vgl. zuletzt noch: Histor. Zeitschr., 1937, Heft 1; Arkiv för nordisk filologi, 1937 S. 94 ff. (Svensk) Histor. Tidskrift, 1937 S. 25 ff. u. a.

[2] Vortrag gehalten in der Ges. f. Deutsche Vorgeschichte in Berlin, 1. Dezember 1925; vgl. Mannus 18 (1926), 33 ff.

hellsten und auffälligsten aller Sterne auch von den Germanen gekannt und benannt worden sein müssen. Die merkwürdigen Schleifenbewegungen scheinen auf Island aber wenigstens dem Mars den Namen des Vorwärts- und Zurückwandernden verschafft zu haben. Bedenken wir, daß auf Island bald nach der Annahme des Christentums im Jahre 1000 die heidnischen Wochentagsnamen durch die kirchlichen feriae ersetzt werden mußten, so finden wir wohl mit Recht auch in dem allgemeinen Fehlen aller germanischen Planetennamen eine Spur der Zerstörung der heidnischen Überlieferung.

Die Namen der Fixsterne sind aus altdeutschen, angelsächsischen und altnordischen Quellen beigebracht, Quellen also, die geschichtlich und schrifttümlich unabhängig von einander sind. Und doch treten die aus so verschiedenen Orten herbeigetragenen Sternbildnamen sofort und durch sich selbst in einen deutlichen Zusammenhang. Sicher ist die Zahl der Bilder und Namen ursprünglich bedeutend größer gewesen. Aber der Bedeutungszusammenhang könnte, auch wenn wir alle verlorenen Bilder besäßen, nicht stärker hervortreten. Sehen wir von rein himmelskundlichen Namen wie Leitstern, Tag-, Südstern und ähnlichen ab, so sind sämtliche anderen Bilder der großen germanischen Göttersage entnommen. Dies gilt für den angelsächsischen Namen Tir des Leitgestirns, am Himmelspol also, der doch wohl den nordischen Tyr, die Himmels- und Kriegsgottheit im germanischen Gebiete, meint, der nach der eddischen Erzählung als einziger seine Hand dem Rachen des gefesselten Urwolfs Fenrir anvertraut und sie verliert. So hat in Deutschland mindestens seit dem 5. Jahrhundert die Milchstraße ihren Namen von dem Helden Iring, Iringsweg, erhalten, hinter dem Jacob Grimm wohl mit Recht den alten Wodan vermutete. Trägt doch derselbe Sternenweg später den Namen Irminstraße und auch Wodansweg selbst scheint nicht ungebräuchlich gewesen zu sein. Der angelsächsische Karlswagen für den Großen Wagen trägt im Norden den gleichen Namen; ausdrücklich bezeichnet noch in der älteren Edda das altnordische karlr den höchsten Gott, Odin, und noch im 14. Jahrhundert nennt man den Großen Wagen ausdrücklich den Wodanswagen.

Und so sind die meisten der wiederaufgefundenen germanischen Gestirnnamen mythologischen Gehalts. Gerade das deutsche Zeugnis vom Iringsweg beweist, daß die Art der Benennung der Gestirne aus der Göttersage wirklich alt und gemeingermanisch ist. Sie unterscheidet sich beispielsweise von der chi-

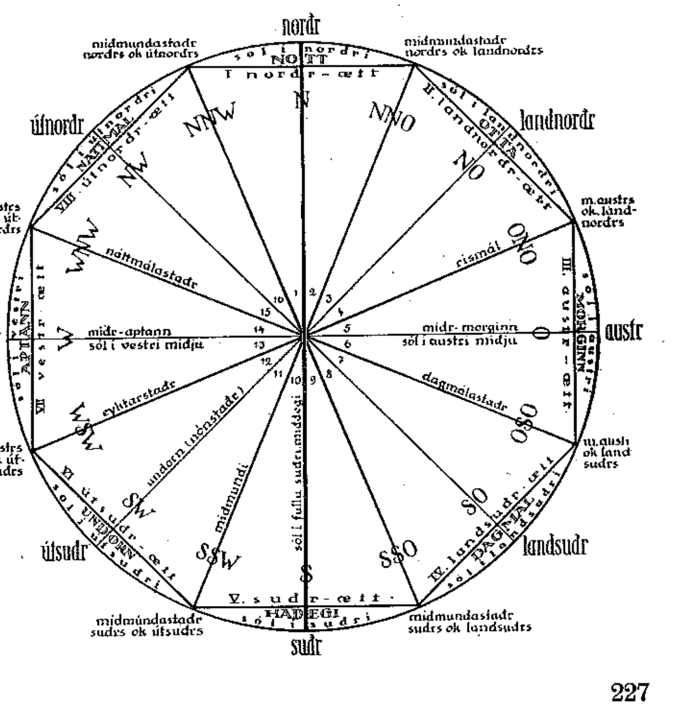


Abb. 2. Aettir und Eyktir. Die altnordische Teilung des Himmelsrandes und der Zeit nach dem Gestirngang über den Himmelsrichtungen.

nesischen und arabischen mythenlosen Sphära. Und um die Echtheit des Befundes noch näher zu bezeugen, so besetzen diese aus den verstreuten Quellen weit entfernt voneinander der aufgefundenen germanischen Sternbildnamen von den Plejaden bis zum Sirius einen engen Himmelsausschnitt von noch nicht 50 Grad, kaum mehr als ein Achtel des gesamten Himmelskreises. Auf diesem Raum standen sie so nahe beieinander, daß, wenn etwa *Friggs Rocken* in Süd stand, alle diese herrlichen Bilder der Göttersage gleichzeitig den Winterhimmel zierten. Das scheint aber zu bedeuten, daß sie in einem erzählenden und wohl gar, der Art der Sage gemäß, in einem dramatischen Zusammenhange standen.

Die Edda erzählt von der *Brut* des Urwolfs Fenrir, die immerdar hinter Sonne und Mond her sei, um sie zu verschlingen. Ist es ein Zufall, daß eines der bestbezeugten Sternbilder, der (*Kleine*) *Wolfsrachen* (Hyaden) um jene Jahrhunderte unmittelbar an der scheinbaren Himmelsbahn der Sonne und des Mondes stand und nahezu heute noch steht? Ein anderes Bild eines Wolfsrachens soll aber vom Sternbild der Andromeda nach der Milchstraße zu liegen. Nach der eddischen Schilderung strömen aus des gefesselten Fenrir gewaltigem Rachen *zwei Geiferströme*, Wan und Wil, und in der Tat spaltet sich inmitten des mächtigen Halbrunds von hellen Sternen, das sich zwischen den beiden Kiefern, Andromeda und Schwan, fast sternleer öffnet, das wir also den *Großen Wolfsrachen* (im Gegensatz zu dem Kleinen im Bilde der Hyaden) nennen werden, die Milchstraße in die beiden hellen Ströme; und, um die Übereinstimmung zwischen *Himmelsanblick* und *Edda* vollkommen zu machen: der gewaltige Rachen, besonders im Herbst ein Bild von erschütternder Größe, wendet sich gerade gegen den Göttersitz, den Himmelsdrehpunkt, gegen das Nordgestirn des angelsächsischen Runenliedes, das uns den Namen des Himmelsgottes *Tyr* überliefert, der als einziger Ase den Mut besaß, dem Urwolfe als Bürgschaft die Rechte in den geifernden Rachen zu strecken.

Die Übereinstimmung zwischen der Erzählung der Edda einerseits und dem Himmelsanblick andererseits ist so auffallend, daß ein Zufall ausgeschlossen erscheint. Aber noch andere Bilder treten herzu und vollenden das große *Weltallsdrama*, das uns in dem allstündlich drohenden Endkampfe zwischen Göttern und Riesen, d. i. den Schöpfungs- und den Zerstörungsmächten in der Göttersage, geschildert wird. Löst sich mit hereinbrechendem Winter das Herbststernbild des Großen Wolfsrachens von seiner Stellung am Osthimmel, dann erreicht in der Mitte der dunkelsten, der Wintersonnwendnacht, in den Breiten Islands und Norwegens ganz niedrig über dem Himmelsrand im Südpunkte, der flackernde Sirius den Fuß der Milchstraße, der *Asenbrücke*. So jung die Überlieferung des 18. Jahrhunderts scheint, so trifft sie doch in das Gefüge der älteren Sternbildbezeugungen sonderbar treffend ein. Es ist danach *Lokis Brand*, der die Götterbrücke betritt, da überdies eine altisländische Glosse dem „Vorhund", der dem Sirius voranschreitet, den Namen des *Fackelschwingers* beigelegt hat. Auf der Götterbrücke selbst aber, in unserem Bilde des Fuhrmanns, hat sich *Des Asen Kampf* be-

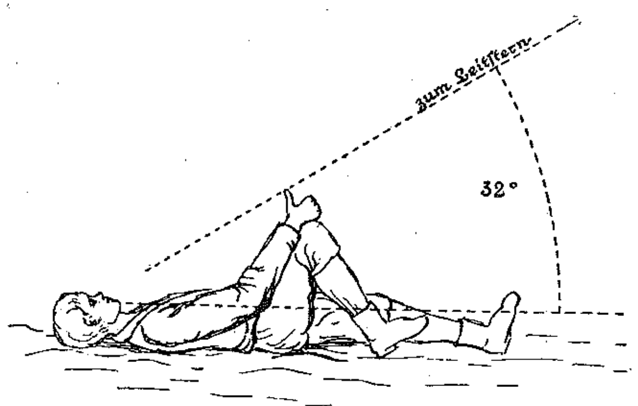


Abb. 3. Volkstümliche *Polhöhenmessung* im alten Norden aus der Rückenlage zur Gewinnung eines künstlichen Horizontes.

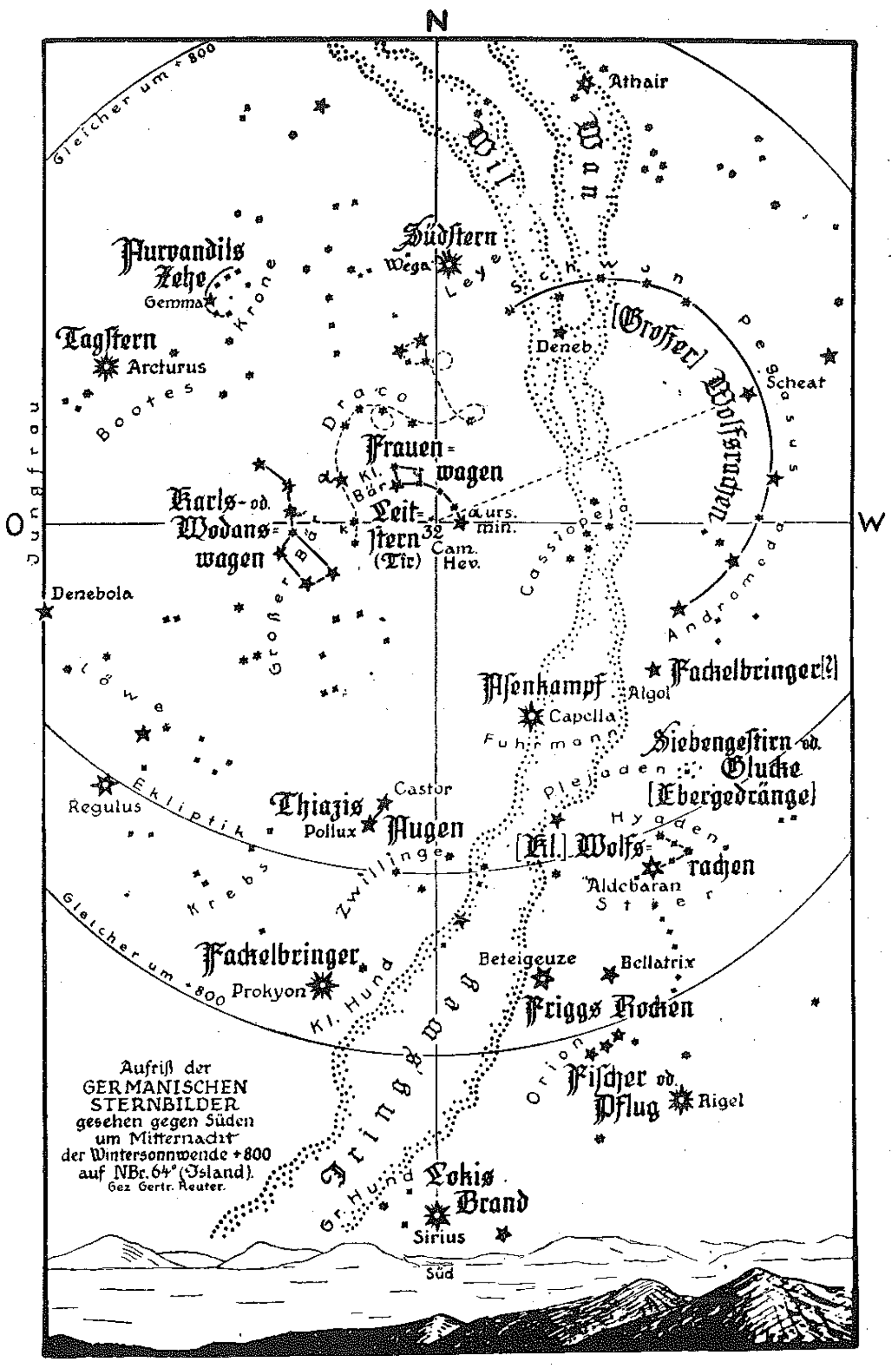


Abbildung 4

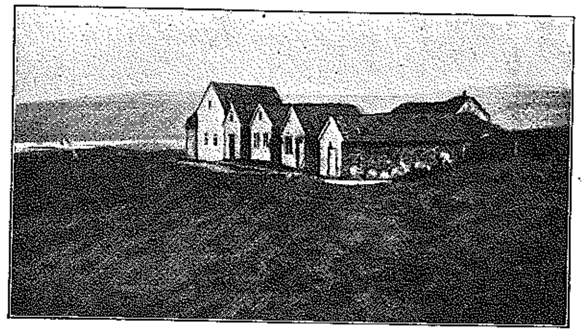


Abb. 5. Der Wohnsitz des Stern-Oddi im Ausgang des 10. Jahrhunderts. Das heutige Gehöft Muli in Nordisland, gesehen von Südwest

reits entwickelt; ist es doch nach der Edda Odin, der an der Spitze der Einheerer dem die Asenbrücke heraufstürmenden Todfeinde im Goldhelm begegnen soll. Nach der Edda freilich müßte der Sirius den Namen „Surts Brand" tragen; aber gerade eine solche Unstimmigkeit bezeugt, daß der Sternhimmel keine gelehrte Angelegenheit, sondern eine Volksschrift des Glaubens trug.

Wir können vermuten, daß diese Bilder im eddischen Zeitalter, zum Teil lange vor der um 930 beginnenden Sagazeit, an den Himmel gesetzt sind. Wahrscheinlich noch in Norwegen. Der älteste uns durch Strophen bekannte Skalde Bragi dichtete um 825 in Norwegen von Thor, dem Himmelsgott:

der emporgeworfen zum weiten Himmel
über alles Volkes Sitz die Augen
des Vaters der Skadi.

Es sind die Augen Thiazis, die Thor auch nach dem Harbardsliede der Edda als „größtes Merkzeichen seiner Werke" an den Himmel geworfen hatte, ein Zeichen, das in der Jüngeren Edda Snorri ausdrücklich 2 Sternen gleichsetzt, unter denen wir wohl die „Zwillinge" erkennen dürfen. Die Söhne der Menschen, das ist des Gottes Ziel, sollen sich an des Gottes Taten erinnern.

Wir erkennen, daß die Sitte der Auszierung des Sternhimmels mit Göttersagen in das norwegische, vorisländische Altertum zurückreicht, gleichzeitig die angelsächsische und südgermanische Sitte bezeugend. Es ist das Zeitalter Norwegens, in dem der von den Norwegern zum Einheerer erhobene bedeutendste Skalde Bragi den alten Landesgott Thor schon als Odins Sohn bezeichnet, Odin selbst aber den Menschenvater nennt und sich selbst als Odins Skalden rühmt. Scheint doch schon damals, bezeugt auch durch den halogaländischen Skalden Thjodolf von Hvin aus demselben 9. Jahrhundert, also wiederum in vorisländischer Zeit, das Gesamtgefüge der eddischen Göttersage von den Skalden nicht erfunden, sondern aus der volkstümlichen Dichtung der Thulir übernommen zu sein.

Nach allem ist das Verfahren der Verstirnung der Göttersage in der Namengebung vorisländisch, im Wesen gemeingermanisch. Dieser Schluß aber tritt zu der gleichzeitigen großen Überlieferung Altsachsens von der Verehrung der Irminsul als eines Abbildes der Weltsäule, die gleichsam alles trägt. Es sind große kosmische Bilder, in denen sich der höhere Glaube der Germanen spiegelt. Die großen Vorstellungen von Odin als dem Menschenvater (alda fødr) bei Bragi und dem Weltherrn (foldar drottinn) bei Thjodolf im Nordnorwegen des 9. Jahrhunderts können also auch dieserhalb unmöglich erst von den Skalden erdichtet sein. Beim ersten Auftauchen der vorisländischen skaldischen Dichtung ist auch das Verhältnis zwischen Odin und Loki und damit das Sagengefüge im wesentlichen bereits dasselbe wie in der trümmerhaften Edda. Die Isländersaga kennt den Weltbaum nicht mehr. Die Göttersternbilder aber spiegeln echtes Heidentum.

Das Germanentum kannte keinen Gestirndienst, keine Astrologie babylonischer Prägung.

Aber auch diejenigen kommen nicht auf ihre Kosten, die in den neuaufgefundenen Sternbildern den Grund und Anlaß der Göttersagen sehen wollen. Anders wie in Babylon, wo die Sterne als Offenbarungen der Götter galten, lebten die germanischen Gottwesen als Weltallsmächte unsichtbar; sie waren es, die, gänzlich undämonisch, auch die Welt der Sterne „setzten" und den Himmel „hochzimmerten". Die Götterdreiheit, unter deren Walten die Altsachsen durch 33 Jahre der stärksten Militärmacht Europas widerstanden, war, wenn auch ihre Namen versanken, vom Range der Ewigkeit.

Von jenem Glauben zeugt heute noch der Himmel; er kündet in gewaltigen Bildern noch heute die Großtaten der Himmlischen, kündet aber auch die Urdrohung, die aller Schöpfung von den Mächten der Zerstörung gesetzt ist, und fordert uranfänglich den hingebenden Kampf der Tapferen unter des Gottes wissender und begeisternder Führung. Er ist die Urkunde nicht eines vergänglichen Dichtertraums, sondern eines, allen Bildern, Namen und Vergänglichkeiten überlegenen ewigen Glaubens[1].

Otto Sigfrid Reuter.

Runen in Amerika

Von Wolfgang Krause

Am Hafen von Boston erhebt sich ein Standbild Leif Eiriksſons, der als erster Europäer, auf einer Fahrt von Norwegen nach Grönland vom Sturm verschlagen, im Jahre 1000 nordamerikanischen Boden betreten hat. Daß es gerade die Gegend der späteren Stadt Boston war, läßt sich leider nicht erweisen, ist jedoch keineswegs ausgeschlossen.

Daß die Entdeckung Leifs und die anschließenden Vinlandfahrten von Isländern und Grönländern nicht nur die Köpfe amerikanischer Gelehrter, sondern auch die Phantasie anderer Bürger der Vereinigten Staaten beschäftigte, ist nur allzu verständlich. Der erstgenannten Gruppe verdanken wir ausgezeichnete wissenschaftliche Abhandlungen über die mancherlei strittigen Fragen der Vinlandreisen des 11. Jahrhunderts, der zweiten Gruppe dagegen die amerikanischen Runen.

So fand sich auf einer kleinen Insel in Marthas Vineyard zwischen Kap Cod und Long Island ein Stein mit Runen, die von Leif Eiriksſons Anwesenheit hier berichteten und leichtlich als Machwerk unseres Jahrhunderts erkannt wurden[2]. Hierüber ist also kein Wort mehr zu verlieren.

Ganz anders steht es dagegen mit der berühmten Runeninschrift von Kensington in West-Minnesota, also im innersten Herzen Nordamerikas. Seit dem Erscheinen von Hjalmar R. Holands 316 Seiten starkem Buch „The Kensington Stone" (Ephraim, Wis. 1932) geistert diese Inschrift besonders in deutschen Zeitungen und sogar wissenschaftlichen Zeitschriften in immer stärkerem Maße herum. Es sei mir aber gestattet, vom Standpunkt des Runen- und Sprachforschers zu dieser Runeninschrift Stellung zu nehmen.

Als der Farmer Olof Ohman, seit 1891 ansässig in dem Dorf Kensington, Douglas County, Minnesota, im August 1898 beim Urbarmachen von Land eine Espe ausroden wollte, entdeckte er, von den zwei Hauptwurzeln des Baumes fest umklammert, eine 91 Kilogramm schwere Steinplatte, die auf drei Fünfteln der einen Breitseite und den anschließenden drei Fünfteln der benachbarten Seitenfläche eine lange Inschrift in Runen aufwies. Der Stein wurde alsbald Herrn Professor Breda von der University of Minnesota zur Untersuchung übersandt, der die Inschrift als Fälschung erklärte, worauf der

---

[1] Abb. 1—3 und 5 zu diesem Aufsatze wurden entnommen aus des Verfassers „Germanischer Himmelskunde", Verlag J. F. Lehmann, München; Abb. 4 stammt aus dem Werk „Der Himmel über den Germanen", Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München.

[2] Vgl. A. W. Brøgger, Norsk Geografisk Tidsskrift 6, 76.

Stein seinem Entdecker Ohman wieder zugestellt wurde, der ihn nunmehr als Schwelle vor seiner Scheune verwandte mit der Hauptrunenseite nach unten, während die Schmalseite mit Runen nach vorn wies. Dort also lag der Stein, bis ihn im Jahre 1907 Hjalmar R. Holand wieder entdeckte, mit Einwilligung Ohmans nach Hause schaffte und seine Inschrift eingehend studierte. Bald kam Holand zu dem Ergebnis, daß Professor Bredas Urteil vorschnell und irrig, die Inschrift vielmehr echt sei und aus dem Jahr 1362 stamme. Bereits ein Jahr später (1908) berichtete Holand über seine Ergebnisse in der Zeitschrift „Skandinavien". In den folgenden Jahren entspann sich nun ein sehr lebhafter Streit zwischen amerikanischen, gelegentlich auch europäischen Forschern um die Echtheit der Inschrift. Holand selbst ließ sich keine Mühe verdrießen, um die Echtheit mit allen Mitteln wissenschaftlicher Beweisführung zu erhärten, und sein nach fünfundzwanzigjähriger Forscherarbeit veröffentlichtes Buch muß in der Tat jedem Leser Hochachtung abnötigen vor der gewaltigen Leistung dieser Untersuchungen. Jedes einzelne Wort und jede einzelne Runenform der Inschrift ist eingehend und unter Heranziehung der Sprach- und Zeichenformen in skandinavischen Urkunden des 14. Jahrhunderts erörtert. Der Fundbericht ist mit Hilfe forstwissenschaftlicher und mineralogischer Gutachten aufs eingehendste nachgeprüft. Alle geschichtlichen und erdkundlichen Möglichkeiten sind erwogen. Funde skandinavischer Waffen des 14. Jahrhunderts im Gebiet von Minnesota sind, mit guten Abbildungen versehen, veröffentlicht. Endlich ist die Glaubwürdigkeit sämtlicher Zeugenaussagen in bezug auf die Inschrift nachgeprüft und durch Abdruck von Briefen und amtlichen Protokollen beglaubigt worden.

Angesichts einer so gewaltigen und in jedem Punkte überredenden Leistung scheint es fast vermessen, noch immer Zweifel an der Echtheit der Runeninschrift von Kensington laut werden zu lassen. Freilich scheinen sich auch die skandinavischen Runenforscher noch nicht von der Echtheit überzeugt zu haben[1].

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den genauen Text der Inschrift in buchstabengetreuer Umschreibung samt wörtlicher Übersetzung. Die ersten neun Reihen stehen auf der Breitseite, die letzten drei Reihen auf der Schmalseite des Steines.

8 göter ok 22 norrmen po
opdagelsefard fro
winland of west wi
hade läger wed 2 skjar en
dags rise norr fro deno sten
wi war ok fiske en dagh äptir

wi kom hem fan 10 man röde
af blod og ded AVM
fräelse af illy
har 10 mans we hawet at se
äptir wore skip 14 dagh rise
from deno öh ahr 1362

„8 Göten und 22 Norweger auf Entdeckungsfahrt von Vinland westwärts. Wir hatten (ein) Lager bei 2 Schären eine Tagesreise nördlich von diesem Stein. Wir waren und fischten einen Tag. Nachdem wir heim gekommen waren, fanden (wir) 10 Mann rot von Blut und tot. A(ve) V(irgo) M(aria), befreie von Übel!

Haben 10 Mann am Meer zu sehen nach unsern Schiffen 14 Tagereisen von dieser Insel. Jahr 1362."

Schon der Inhalt dieser Inschrift ist im höchsten Grade erstaunlich. Man fragt sich: Wie ist es denkbar, daß im Jahr 1362 ein Trupp von 30 Skandinaviern in das innerste Herz von Nordamerika vorgedrungen sein soll, in eine Gegend, die in der Neuzeit zum erstenmal 1858 vom Fuß eines Weißen betreten wurde (Holand S. 45). Holand nimmt an, daß mit dem „Meer" der Inschrift die Hudson-Bay gemeint sei, und daß die kühnen Nordleute von dort aus über Land den Nelson River aufwärts bis zum Winnipeg-See und weiter den in diesen See mündenden Red River entlang bis in die Gegend des nachmaligen Dorfes Kensington vorgedrungen seien. Man fragt sich vergeblich, welche

[1] Vgl. E. Noreen in Sydsvenska Dagbladet vom 26. 2. 1932.



Stein von Kingigtorsoak
(Aus Norsk Tidskrift for Sprogwidenstrag V.)

Absicht diese zwanzig Mann denn zu diesem abenteuerlichen Unternehmen verleitet haben könnte. Holand verweist auf eine Reise, die auf Befehl des Königs Hakon im Jahr 1355 unter der Führung des Norwegers Paul Knutson nach Grönland unternommen wurde, um dort das Christentum in den nordischen Siedlungen wiederherzustellen. Diese Expedition scheint nun erst 1364 heimgekehrt zu sein, und längst haben einige Forscher vermutet, daß Knutson von Grönland aus auch bis Vinland vorgedrungen sei. Nun hat dies im Jahre 1000 von Leif Eiriksson entdeckte Vinland sehr wahrscheinlich an der nordamerikanischen Ostküste irgendwo zwischen Neufundland im Norden und Neuschottland im Süden gelegen[1]. Man sieht also keinesfalls ein, wie Mitglieder jener Knutson-Expedition in jene innersten Gegenden des Erdteils gelangt sein können. Allein schon der Inhalt der Inschrift muß uns also sehr mißtrauisch stimmen, wenngleich hierin noch kein unbedingter Beweis gegen die Echtheit zu sehen ist, da ja allenfalls mit einem ganz außergewöhnlichen Wagnis gerechnet werden könnte.

Betrachten wir jetzt die Zeichen der Inschrift. Den Grundstock bildet ein Runenalphabet, das wir in der Tat im 14. Jahrhundert auch sonst bezeugt finden. Nun aber weichen mehrere Zeichenformen erheblich von dem Schema ab: Die Runen für a, ä, g und p haben in der Kensington-Inschrift eine einzigartige Form. Der Laut d ist — abweichend von dem sonstigen Gebrauch — nicht durch die punktierte t-Rune, sondern durch die th-Rune wiedergegeben. Endlich sind die Runen für j, k, ö, w und y durch Umbildung mittelalterlicher lateinischer Buchstaben entstanden, wie Holand mit viel Scharfsinn nachgewiesen hat. Holand sucht diese auffallende Tatsache mit der Annahme zu erklären, daß der Runenritzer von Kensington dort in der Wildnis und Einsamkeit die Zeichen für einige Runen vergessen habe. Das ist jedoch ganz unwahrscheinlich: Wie soll jemand, der überhaupt das Runenhandwerk verstand, ausgerechnet so landläufige Runen wie die für a, g, k und u vergessen haben? Das erscheint mir völlig ausgeschlossen. Durchaus möglich scheint es mir dagegen, daß jemand, der in der Neuzeit aus Freude an geistigem Basteln eine ganz besondere und eigenartige Runeninschrift herstellen wollte, auf den Gedanken kam, gerade einige der geläufigsten Runen durch gewiß mühevoll zurechtgemachte Sonderformen zu ersetzen, um dem Entzifferer die Arbeit nach Möglichkeit zu erschweren oder ihn zu verblüffen. Dieser neuzeitliche Runenmeister muß freilich recht gute Kenntnisse in spätmittelalterlicher Schriftkunde besessen haben; um diese Feststellung kommen wir nach Holands Darlegungen gewiß nicht herum. Aber wir haben es eben vermutlich mit einem geistigen Bastler zu tun, dem wir schon allerlei stille Forschungen zutrauen dürfen. Aus allen Teilen der Erde haben wir ja Beispiele dafür, wieviel geistige Arbeit und Mühe sich Schriftfälscher oder Schriftnachahmer bereitet haben, um ihrem Werk den Anstrich

[1] Vgl. W. Krause, Forschungen und Fortschritte, 1937, S. 196 ff.

der Echtheit zu verleihen, sei es aus Gewinnsucht, sei es einfach aus Lust am Basteln. Der Runenmeister von Kensington ist vermutlich in die zweite Gruppe zu rechnen. Es ist auch auffallend, wie überaus sorgfältig und schön sämtliche Runen in den Stein gemeißelt sind: Das sieht nicht danach aus, als hätte ein Mann in größter Not die Inschrift hingeworfen.

Kommen wir nun zur Sprache der Inschrift. Holand hat sich redlich bemüht, alle einzelnen Sprachformen auf dem Kensington-Stein als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts möglich zu erweisen. Prüft man aber seine Darlegungen genau, so stellt man fest, daß eine Reihe von Kensington-Formen in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zwar ganz selten hie und da auftreten, jedoch in der Regel an Stelle von anderen Formen stehen. Das heißt: Die Sprache der Kensington-Inschrift wäre ein Sammelbecken von Ausnahmeformen. Das ist durchaus unglaubhaft bei Annahme der Echtheit. Rechnen wir dagegen mit dem neuzeitlichen Erzeugnis eines Amerikaners skandinavischer Herkunft, so ergibt sich ungezwungen die Annahme, daß dieser Mann, der seine skandinavische Muttersprache nur noch unvollkommen beherrschte, andererseits aber in seinem Leben irgendwann auch ältere skandinavische Texte kennengelernt hatte, eine altertümliche skandinavische Sprache wählte, die im Grunde weder Dänisch noch Norwegisch noch Schwedisch war, sondern ein Gemisch von allem.

Doch wählen wir einige handfestere Beispiele aus der Inschrift aus: Zweimal begegnet das Wort rise „Reise“. Das ist eine Unform, die auch Holand nur mit Unsicherheit in der Schreibung erklären kann. Im 14. Jahrhundert wurde das entsprechende Fremdwort reise, reyse oder re(e)se geschrieben, niemals rise. Hier kann nur die englische Rechtschreibung unserm Runenmeister einen Streich gespielt haben, der an reise dachte und in englischer Weise rise schrieb. Eine andere Erklärung gibt es schlechterdings nicht.

Neben zweimaligem fro „von“ bietet unsere Inschrift einmal from. Man sieht ohne weiteres, daß dem Runenmeister auch hier wieder sein Englisch in die Quere gekommen ist. Holands Bemühungen, auch from als gut mittelskandinavische Form zu erklären, sind fehlgeschlagen: Unter den zahllosen Belegen für diese Präposition vermag auch Holand nicht einen einzigen aufzuweisen, der die Gestalt from hat. Die weitaus übliche Form des 14. Jahrhunderts ist fra, woneben sich selten fram findet: Kurz a ist aber niemals zu o geworden.

Der Laut ö wird dreimal in unserer Inschrift mit einem besonderen Zeichen wiedergegeben (in göter, röde, öh). Um so mehr fällt die Form ded „tot“ auf, die schon darum kein einmaliges Versehen in der Schreibung des Vokals sein kann, weil die echt nordische Form an der betreffenden Textstelle döde lauten müßte: röde af blod og döde. Wenn statt dessen ded im Text steht, so kann auch hier wieder nur das Englische schuld sein, indem der neuzeitliche Runenmeister das ihm geläufige englische Wort dead lautgetreu als ded schrieb.

In Zeile 10 der Inschrift findet sich die Verbindung 10 mans „10 Mann“. Das -s soll hier vermutlich den Genetiv bezeichnen. Dieser Genetiv ist hier aber gänzlich fehl am Orte. Der neuzeitliche Runenschmied kannte, wie wir schon vorhin bemerkten, gewiß Proben der alten skandinavischen Sprache. Dort nun kommen Ausdrücke vor wie herr manns „Heerhaufe“, múgi manns „Haufe Männer“, fjölði manns „Menge Männer“ und dergleichen. Offenbar nach derartigen Wendungen ist nun auch irrig das 10 manns unserer Inschrift gebildet. Holand kennt sich in diesem Fall nicht genügend in der altnordischen Grammatik aus.

Das Wort opdagelse ist — trotz Holands verzweifelter Bemühungen — ein spätes Lehnwort aus dem Niederdeutschen, das zum erstenmal im Jahre 1575 in dem skandinavischen Schrifttum nachweisbar ist. Holand meint, dies späte Auftreten sei ein Zufall der Überlieferung. Aber sollte nicht gerade im Zeitalter der Entdeckungen schon lange vor

1575 Gelegenheit gewesen sein, dies Wort anzuwenden, falls es überhaupt schon vorhanden war?

Die Zahlen sind in unserer Inschrift mit Hilfe des Dezimalsystems wiedergegeben, das in der Tat, wie Holand nachweist, schon im 14. Jahrhundert in Skandinavien bekannt zu werden anfing. Immerhin ist es damals keineswegs üblich gewesen. Besonders auffällig ist aber die Art der Jahresangabe am Schluß der Inschrift: ahr 1362. Das klingt neuzeitlich, war aber damals, im 14. Jahrhundert, unmöglich. Denn wenn auch schon damals gelegentlich die Jahreszählung nach Christi Geburt in Skandinavien eindringt, so ist sie doch noch sehr selten und muß dann vor allem deutlich gekennzeichnet werden. Es ist sehr bezeichnend, daß Holand bei der Wiedergabe des Textes der Inschrift in der Jahresangabe die Worte äptir guz byrd „nach Gottes Geburt“ in Klammern einfügt: Ohne einen derartigen Zusatz wäre die Jahresangabe im 14. Jahrhundert einfach unmöglich.

Die soeben gebotene Auswahl von unmöglichen Sprachformen zeigt wohl zur Genüge, daß die Kensington-Inschrift keinesfalls echt, d. h. im Jahr 1362 verfaßt sein kann. Es ist ja nun aber so, daß der Nachweis der Unechtheit auch nur auf einem Gebiet genügt, um allen Echtheitsbeweisen auf anderen Gebieten das Rückgrat zu brechen. Was hilft es also, wenn Holand sich durch langwierige Arbeiten und Anstrengungen bemüht, die Fundumstände so zu klären, daß danach die Echtheit der Inschrift erwiesen zu sein scheint. Und nicht einmal das gelingt ihm! Als nämlich Holand 1907 nach Kensington kam, war die Espe, unter deren Wurzeln der Runenstein eingeklammert lag, längst ausgerodet, und Holand mußte an noch stehenden, der Erinnerung der Leute nach ähnlich beschaffenen Espen die Jahresringe zählen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der fragliche Baum zweiundsiebzig Jahre alt gewesen sei, daß aber der Stein vor dem Wachsen des Baums an jener Stelle gelegen haben müsse, also vor 1826, mithin lange vor der Zeit, in der die Gegend um Kensington besiedelt wurde. Wer will noch behaupten, daß der Stein nicht mit Kunst zwischen die Wurzeln des Baumes geschoben sein konnte? Ja, wer weiß mit Sicherheit, wie alt jener Baum in Wirklichkeit war, als Herr Ohman ihn ausrodete? Was nutzt es, wenn Holand allen Männern, die nur irgend an der Sache beteiligt sein konnten, amtliche Leumundszeugnisse ausstellen läßt? Es bleibt auf jeden Fall eine merkwürdige Tatsache, daß gerade in der Gegend von Kensington überwiegend Farmer skandinavischer Herkunft siedeln. Wer will behaupten, daß keiner von all diesen Männern sich je aus Liebhaberei mit den alten Vinland-Geschichten und mit Runen befaßt habe? Holand selbst gibt an, daß sich in Herrn Ohmans Bücherei eine schwedische Grammatik vom Jahr 1840 befunden habe, die u. a. eine Runenreihe — allerdings nicht von der Art der Kensington-Runen — sowie Paradigmen des Mittelschwedischen und verschiedene kurze Proben schwedischer Mundarten enthielt. Diese Grammatik gehörte früher einem heruntergekommenen Hilfsgeistlichen Sven Fogelblad an, der einst in Upsala studiert und sich kurz vor 1860 in Westgötland aufgehalten hatte, später ein Trinker wurde und nach seiner Auswanderung bei verschiedenen Farmern in Minnesota abwechselnd als Hauslehrer lebte, ein im übrigen gänzlich harmloser Mann, der sich mit allerlei Basteleien beschäftigte und 1897 starb. Einer der Nachbarn Ohmans namens Andrew Anderson hat behauptet, daß Fogelblad ein Runenbuch des „berühmten“ Gelehrten Fryxel besessen und Ohmann gegeben habe[1], und schriftlich ausgesagt, daß er jenen Fogelblad für geistig fähig hielte, eine Runeninschrift zu verfassen, wenn er ihm diese Fälschung auch nicht moralisch zutrauen wollte. Es wäre freilich töricht, wenn ich von Deutschland aus, ohne jede Kenntnis der Verhältnisse in Kensington, in diesem Streit um die Person des

[1] Ohmann bestreitet zwar die Richtigkeit dieser Angabe. Wie konnte Anderson aber auf den Namen Fryxel verfallen, ohne zu wissen, daß es tatsächlich ein Buch gibt: Erland Fryksell, De antiquitate calendarii runici (Holmiæ 1758). Die falsche Schreibung des Namens beruht wohl auf Verwechslung mit dem bekannteren Anders Fryxel.

Fälschers irgendwie Partei ergreifen wollte. Die Bemerkungen über Fogelblad wollten vielmehr nur zeigen, daß es in der Gegend von Kensington gewiß Menschen gab, die Lust und geistige Fähigkeit zum Runenritzen besaßen, gewiß nicht, um boshaft zu fälschen, wohl aber aus Bastelfreude.

Wenn Holand in seinem Buch als Stützen für die Echtheit der Kensington-Inschrift auch einige Funde von skandinavischen Beilen mittelalterlichen Gepräges aus Minnesota anführt, so ist das gewiß eine an sich interessante Tatsache, vermag aber die angeführten Beweise für die Unechtheit in keiner Weise zu entkräften.

Zum Schluß sei noch auf die Kensington-Inschrift als Ganzes hingewiesen. Wer überhaupt Runentexte kennt, wird zugeben, daß so nie eine Runeninschrift ausgesehen hat. Glücklicherweise besitzen wir eben aus dem 14. Jahrhundert und aus einer dem nordamerikanischen Festland wenigstens benachbarten Gegend eine wirklich und unbestritten echte Runeninschrift, nämlich die auf dem Stein von Kingigtorsoak, einem Eiland an der grönländischen Westküste unter 72° 58′ n. Br. Diese Inschrift, die von drei kühnen Männern, vermutlich Jägern, in höchster Not verfaßt wurde, lautet in Übersetzung[1]: „1333 (diese Zahl in Geheimzeichen). Erling Sigvatsson und Bjarni Tordarson und Eindridi Oddsson Sonnabend vor Gangtag (= 25. April), schichteten diese Warten auf und beraunten den Eissturm." Wie anders klingt dieser Text als der von Kensington! Zudem gibt es in der Inschrift von Kingigtorsoak weder irgendwelche Runen- noch irgendwelche Sprachformen, die sonst Ausnahmen wären. Selbst die Geheimrunen am Schluß der Inschrift von Kingigtorsoak sind nach einem bekannten Schema verfaßt.

Wir müssen Hjalmar Holand gewiß Dank sagen für die ungeheure Arbeit, die er sich mit seinem Buch gemacht und durch die er den Mitforschern die Nachprüfung aller Umstände so wesentlich erleichtert hat. Es ist besonders anzuerkennen, daß Holand auch sehr viele Umstände angeführt hat, die auf die mögliche Unechtheit der Inschrift deuten, wenn er diese Umstände dann auch entkräften zu können vermeint. Das Endergebnis für den Philologen bleibt aber doch: Die Kensington-Inschrift ist in der Neuzeit verfaßt von einem Mann, der im Alltagsleben englisch sprach, der sich aber viel und eingehend mit Runen und mit älteren skandinavischen Sprachen beschäftigt hat.

Rasse und Gesittung der Kanarier

Von Franz von Löher

Aus dem „Kanarierbuch" ausgewählt und erläutert von Otto Huth[2].

Mich blickte, als ich von der Teneriffa-Küste ins Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als je eines auf westfälischen Heiden über seinen Hofzaun ausschaute. Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf schwierigen Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Kanarier auf Teneriffa, Palma und Gran Canaria gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich erneuert und verstärkt jene erste Ahnung, daß die Urbevölkerung der Inseln germanisch gewesen und sich mit späteren Ansiedlern aus Europa vermischt habe.

Als im fünfzehnten Jahrhundert Franzosen, Spanier und Portugiesen herbeisegelten, um die glücklichen Inseln, diese schimmernden Juwelen im Atlantischen Ozean zu erobern, fanden sie dieselben bewohnt von einem zahlreichen Volke von heller Gesichtsfarbe

[1] Vgl. W. Krause, Was man in Runen ritzte, Halle 1935, S. 43.
[2] Man vergleiche die Ausführungen über „Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Urindogermanentum" im Februarheft 1937 von „Germanien". Dort wurde gezeigt, daß die „Guanchen" zwar keine Germanen, wohl aber Indogermanen waren.



Aufn. Dr. Bauer

Kinder von La Palma. Der blonde Knabe in der Mitte zeigt stark fälische Züge

und hellem Haar, das sich Wandschen, auf Teneriffa Windschen nannte. Die Spanier schrieben Guanches oder auch Guanxes, da sie unser w durch gu (wie in guay, Weh, Guerra, Wehre) und unser dsch durch ihr ch wiedergeben. Die Aussprache „Guanchen" aber erweckt von vornherein eine irrige Vorstellung wie von etwas Indianischem.

Dieses Volk war stark und tapfer und gewandt wie kein anderes, schön und kräftig gebaut und voll Geist und Leben. Ein natürlicher Frohsinn, sowie Treue und Redlichkeit schien ihm angeboren. In seinem ganzen Wesen war etwas Edles und Hochgemutes.

Zwei Charakterzüge wurden aber der alten Kanarier Unglück. Sie waren die arglose Offenheit und Gutmütigkeit selbst; hundertmal betrogen, vertrauten sie immer aufs neue. Ihr noch schlimmerer Fehler lag in dem innern Widerstand ihrer Natur gegen die Forderung, sich zusammenzuschließen und zu handeln und Krieg zu führen nach der Leitung eines Planes und Oberhaupts. Unbesieglich war der Eigensinn bei Mann und Stamm.

Dennoch widerstanden sie hundert Jahre lang mit ihren einfachen Waffen allen Angriffen. Ihre angeborene Tapferkeit und Klugheit besiegte die Vorteile, welche ihren Feinden Reiterei und Feuergewehr und die Taktik geschulter Heere brachte.

Besiegt werden schließlich auf allen Inseln die Wandschen nur durch ihr eigenes Volk, indem einzelne Stämme und Fürsten gemeinsame Sache mit dem Eroberer machen, wiederholt ihn vom Untergange retten, und durch ihre Treue, Kraft und Landeskenntnis den Ausschlag geben. Ist alles verloren, so flüchten die Kühnsten in unzugängliche Berge und Waldungen, führen dort das Leben von Verbannten, und werden jahrelang wie Wild gehetzt, bis die Tapfersten unter den Kugeln und in Hunger und Elend verenden!

Alle Berichterstatter sind darin einig, daß die Wandschen ein sehr schönes Volk gewesen, von kräftigem Wuchs und Mittelgröße oder darüber, begabt mit Schwungkraft der Glieder und offener Gebärde. Die Mumien, die man aus den Höhlen zog, bezeugen noch den hohen und kräftigen Körperbau.

An vielen Mumien sieht man auch noch das blonde Haar, an einigen goldfarbiges.

Mit der Blondheit des Haares stimmte das Blau oder Hellgrau der Augen. Jedoch kamen auch auf allen Inseln Schwarzköpfe und Braunaugen vor, wenn schon nicht häufig.

Der Bartwuchs erschien bei den Männern voll und stark. Das Kopfhaar war schlicht herabhängend, weder kraus noch büschelförmig. Die Hautfarbe war, wie sie im mittleren Europa gewöhnlich ist, weiß und rötlich und hie und da etwas brauner. Alle Europäer, die mit Wandschen zu tun bekamen, schildern sie als fröhlich und gesellig, gastfrei und hochgemut. Von ihrem herzigen und sanften Wesen können Spanier und Franzosen nicht genug erzählen. Aber sie bemerkten, daß bei aller Stärke des Körpers und der Seele doch etwas Weiches und Zärtliches in ihrer Natur sei, und daß sie leicht sich der Wehmut und schmerzlichen Gedanken hingaben. Besonders fiel auch den Romanen das tiefe Gefühl auf, das in den Wandschen wohnte, und die lebhafte ausdrucksvolle Gebärde, das leuchtende Auge, die stürzenden Tränen, durch welche die Empfindung sich kundgab. Nirgends äußerte sich die Stärke dieses Gefühls mächtiger, als bei Leid und Freude, welche Ehre und Freiheit oder die Familie betrafen.

Es war wohl natürlich, daß auf diesen blühenden Inseln, im milden Klima in einer üppigen und doch so feinschönen Natur alles dasjenige, was in germanischer Art von Gemüt und Seelenadel wohnt, zur vollen Entfaltung kam. Wunderbar aber scheint es, wie dennoch in dieser Natur angeborene Härte keinen Schaden litt. Denn Inselvölker sind gewöhnlich sanft und liebenswürdig, selten aber von kriegerischer Rauhigkeit und von jener rücksichtslosen Ehr- und Freiheitsliebe, welche Gefahr und Wunden und Tod verachtet. Gerade diese Eigenschaften aber waren bei den Wandschen so entwickelt, daß die Spanier im Kampfe oft ein leises Grauen überfiel. Die Tapferen schlugen sich Jahr auf Jahr gegen die Eroberer: keine Niederlage, kein Unglück kann die Eisenherzen brechen. Erst wenn infolge übermenschlicher Anstrengungen, wenn infolge der Landesverheerung, des Viehraubs, der unbebauten Äcker, des Mangels an allen Lebensmitteln Seuchen und Krankheiten ausbrechen und die Krieger dahinraffen, erst dann pflegen sich die freien Männer zu ergeben. Aber auch dann finden sich noch immer einige, die ein Notleben im unzugänglichen wüsten Gebirge vorziehen.

Bei so kriegsgewohntem Volke war die Waffenfreude natürlich. Waffen waren Schmuck und Ehre des freien Mannes, und nicht leicht ging einer aus, ohne ein Waffenstück oder einen Stab mit einem großen Knopf darauf oder wenigstens einen kurzen Stock aus wildem Ölbaum in der Hand zu führen.

Die Wandschen aber fanden sich noch im Besitz einer anderen einfachen, aber gefürchteten Waffe, das war der Steinwurf aus bloßer Hand oder mit der Schleuder. Ein paar Würfe zersplitterten jedem Spanier den Schild in hundert Stücke. Sie waren so treffsicher, daß ihr Steinwurf den höchsten Ast vom Baume schmetterte, und mit ihrer riesigen und gewandten Kraft schwangen sie die schwersten Steine in unglaubliche Entfernung. Ihre Spieße und Lanzen flogen mit solcher Kraft und Gewalt, als wären die Arme Kriegsmaschinen. Sie selbst aber waren vom Knabenalter an täglich belehrt, vor Lanzen und Pfeilen ungemein behende auszubiegen.

Die Annäherung einer feindlichen Schar wurde durch Rauch und Feuer in die Weite verkündigt. Auch stellte man Schildwachen aus, deren Pfiff stundenweit gehört ward.

Eines Volkes Wesen und Treiben wird wesentlich bestimmt und gefärbt durch die Einwirkung der Frauen. Ihre Stellung war bei den Wandschen eine solche, wie sie weder bei Griechen und Römern, noch bei Berbern und Arabern, sondern einzig bei den Germanen stattfindet. Diese konnten es sich nicht anders denken, als daß in den Frauen dieselbe edle Menschennatur lebe, wie in den Männern.

„Die Germanen wähnen", sagt Tacitus, „in edlen Jungfrauen sei etwas Heiliges und Vorahnendes, und ihre Ratschläge werden nicht verschmäht, noch ihre Entscheidungen vernachlässigt." So hatten auch die Wandschen den frommen Glauben, daß eine reine weibliche Seele ins Verhüllte und Dunkle schaue und die Wirrnisse löse. Öfter treten bei ihnen bedeutende Frauen auf als Prophetinnen, ordnen das Staatswesen, schlichten Streitigkeiten und rufen zum Kampf für die alte Freiheit. So erzählte Galindo wörtlich von Canaria: „Im Galdargau, dem fruchtbarsten der Insel, lebte eine jungfräuliche Herrin, Antidamana genannt, von großem Wert und Verdienst, welche bei den Eingeborenen in hoher Achtung stand. Sie hatten solch eine Meinung von ihrem Urteil und Verstand, daß sie häufig an sie sich wandten, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und niemals gegen ihre Erkenntnisse Einspruch erhoben."

Es sind deshalb bei den Wandschen Frauen auch tätig bei religiösen Aufzügen, ja, ihnen vorzugsweise wird bei den Opfern ein priesterlicher Charakter eingeräumt. An allen Festen, an den öffentlichen Tänzen und Gesängen nehmen sie teil, und sind bei den Kampfspielen der Männer und Jünglinge begeisterte Zuschauerinnen. Sie kümmern sich um ihres Volkes Schicksal, und wo Streit ausbricht, suchen sie zu vermitteln. Rückt aber die Mannschaft zum Krieg aus, so bleiben die Weiber nicht zu Hause, sondern ziehen nach, um auch im Feld ihres Frauenamtes zu warten.

Bei der Hochzeit streut man noch jetzt auf das Brautpaar ein paar Hände voll Weizen. Dieser Brauch, der kein spanischer, rührt ohne Zweifel aus der Wandschen-Zeit her.

Die Knaben aber wurden von Jugend auf zu den Waffen erzogen. Sie stellten sich in gewisser Entfernung voneinander auf, dann warfen sie sich erst mit Steinchen, und mußten, ohne einen Fuß zu rühren, bloß durch Ausbiegen und blitzrasches Heben und Senken des Leibes, den Wurf vermeiden. Waren sie geübt darin, so traten an Stelle der Steinchen Wurfspieße, und die rastlose Übung machte, wie insbesondere von denen auf Gomera erzählt wird, sie so behende, daß sie fliegende Steine und Spieße mit der Hand auffingen.

Anderes hatten die Mädchen zu lernen. Außer dem Zuschneiden, Nähen und Ausputzen der Bett- und Kleiderfelle, außer den häuslichen Arbeiten wurden sie insbesondere in zwei Künsten, der Färbekunst und der Heilkunst, unterrichtet.

Die Frauen waren es, welche die Wunden heilten und Schmerz und Krankheiten bekämpften. Sie wußten Kräutertränke zu bereiten, deren Wirkung erprobt war. Ihre Hauptmittel waren Butter und Mark von Ziegen und Schafen.

Nichts war bei den Wandschen beliebter, als Volksfeste.



Kinder auf Teneriffa. 2 Mädchen sind blond

Aufn. Dr. Bauer



Aufn. Dr. Bauer

Agua Mansa auf Teneriffa

Die Ernte, der Jahrestag der Krönung des Fürsten, der Landtag sowie die religiösen Feierlichkeiten gaben im Jahreslauf wiederkehrend Anlaß zu öffentlichen Festen. Die Zeit wurde nach dem Mondwechsel ein für allemal bestimmt. Dann wurde allgemeiner Landfriede verkündigt, Fehden und Kriege mußten ruhen, und selbst feindliche Nachbarn hatten freies Geleit, um zum Feste zu erscheinen. Am feierlichen Tage zog alt und jung mit grünen Zweigen in den Händen daher, das wallende Haar bekränzt mit Laub und Blumen, und den Aufzügen und Opfern folgten Kampfspiele, Tänze und Lieder ohne Ende, und wenn der Abend dunkelte, flammten die Freudenfeuer auf den Bergen.

Natürlich fehlte es dabei nicht an Schmausereien, die Wandschen waren vielmehr große Freunde von Gastmählern. Regelmäßig gab es bei den Volksfesten die große Schüssel, den Ganigo, aus welchem sie mitsammen aßen.

Kein Fest aber ohne Wettkämpfe. Vor der ganzen Gemeinde, ja vor dem ganzen Volke Geschick und Mut und Körperkraft zu zeigen, kühne Entschlossenheit eines gewandten Geistes und hohe Meisterschaft in den Waffen, dadurch den Mitbewerbern obzusiegen und in Wort und Lied gefeiert zu werden, — dahin ging die brennende Begierde von Jugend auf.

Auf Canaria, ohne Zweifel auch auf den anderen Inseln, gab es öffentliche Häuser, wo man zusammenkam, um zu tanzen und zu singen. —

Die Tänze waren Paartänze oder Reihentänze.

Alle diese Tänze geschahen nach dem Takt und mit großer Behendigkeit der Füße und höchst ausdrucksvollem Wiegen und Biegen des Leibes. Den Takt schlugen die umstehenden Zuschauer klatschend mit den Händen und stampften mit den Füßen. Alle aber sangen im Takt ihre Lieder dazu. Die Spanier nahmen von den Wandschen den hübschen Tanz an, den sie noch den babylo canario nennen. „Zwei Dinge", sagt ein Schriftsteller, „gehen in alle Welt und haben die Inseln berühmt gemacht: die Kanarienvögel, so beliebt wegen ihres Gesangs, und der Canario, der edle und kunstreiche Tanz." Dieser Canario war ein Tanzen und Schweben im Viertakt, den man mit heftigen kurzen Fußstößen angab.

Die alten Wandschen waren auch ein liederreiches Volk, und sie liebten nichts mehr als Tanzen und Singen. Ihr Gesang klang den Spaniern eigentümlich, weil er sich in schweren

langgezogenen Tönen bewegte. Der Inhalt vieler Lieder war so schlicht und rührend, daß Europäer, wenn ihnen übersetzt wurde, was die Wandschen sangen, öfter in Tränen ausbrachen. Es gab aber vielerlei Volkslieder. Die einen waren Gesänge bei religiösen Festen, die anderen Liebes- oder Frühlings- oder Erntelieder und dergleichen; wieder andere hatten Heldentaten und andere wichtige Ereignisse zum Gegenstande. Die Wandschen waren gewohnt, was auf sie Eindruck machte, in Vers und Lied zu bringen, und diese historischen Gesänge trugen der Ereignisse Andenken bis in fern entlegene Zeiten hinab. Nationalgesänge ersetzten das Geschichtsbuch.

Grundzug der religiösen Anschauung bei den Wandschen ist der lebendige Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, den Allvater, der dort oben wohnt, wo sein Abbild das hehre und weite Himmelsgewölbe.

Von gottesdienstlichen Stätten finden sich zwei Gattungen, kleine Kapellen oder, wie bei den alten Germanen, freie Plätze mit irgend etwas Hochragendem, sei es eine gewaltige Baumsäule, ein hoher Einzelfelsen oder ein künstlich von Steinen errichteter kleiner Turm.

Auf Ferro dienten ebenfalls dazu zwei hohe Felsblöcke, und das Volk glaubte, so sagten wenigstens die Spanier, das göttliche Wesen lasse sich, wenn die feierliche Versammlung die Felssäulen umringe, auf ihrer Spitze nieder. Von Lanzarote wird berichtet, daß die Bewohner, um zur Gottheit zu flehen, einfach auf die Berghöhen stiegen und dort die Hände zum Himmel erhoben. Die ragenden Felsen oder Steinsäulen, welche die heiligen Stätten bezeichneten, trugen den Namen eines Gottes, und bei ihnen schwur man, und niemals wurde solch ein Eid gebrochen. Götterbilder aber kannten die Wandschen auf allen Inseln nicht.

An feierlichen Tagen, wie bei Sonnenwende und Mondwechsel, über deren Eintritt man sorgfältige Rechnung führte, versammelte sich alles Volk auf den geweihten Plätzen, wo die Steintürme oder die Felssäulen standen, und feierte durch festliche Umzüge, Tänze, Gesänge und Kampfspiele die Gottheit.

In Zeiten, wo schwere Landesnot nicht weichen wollte, kam es wohl vor, daß ein Mann sich von schroffer Felshöhe hinunterstürzte in den freiwilligen Tod, damit sein Heldenmut und sein Lebensopfer die Gottheit annehme zur Sühne für das Volk.

Ja, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die östlichen Inseln bereits lange christlich waren, erzählte man dort folgendes. Wenn auf Teneriffa Königskrönung sei, so opfere sich einer. Dann versammle sich das Volk in einem tiefen Felsental, und nach einer gewissen Zeremonie, unter dem Aussprechen feierlicher Worte, stürzte der Mann, der freiwillig sein Leben zum Opfer bringe, sich von der Felshöhe in die Tiefe. Dann aber gebe der König reichlich dessen Verwandten. Damit also der neue Fürst lange und glücklich das Volk regiere, nahm einer aus dem Volke das Unheil, daß dem Fürsten etwa drohte, freiwillig auf sein Haupt und stürzte sich damit in den Abgrund. Die feierlichen Worte, welche den Todessprung begleiteten, waren sicherlich dieselben, wie der letzte Ausruf der Freiheitskämpfer, die freiwillig, um vor dem spanischen Joche sich zu retten, vom Felsgipfel in den Tod stürzten: „Atistirma!"

Bei den Wandschen war jeder Hausvater sein eigener Priester, aber für die öffentlichen Religionsübungen, die das ganze Volk angingen, gab es auf Canaria und ohne Zweifel ebenso auf anderen Inseln einen öffentlichen Beamten, und zwar von so großem Ansehen, daß er gleich nach dem Fürsten kam. Dieser, der Faykay genannt, war der oberste Vertreter des Königs im Felde, bei Gericht und vor der Gauversammlung. Er nahm die Wehrhaftmachung vor, führte bei Gericht den Vorsitz und wahrte bei den öffentlichen Zweikämpfen den Frieden.

Es gab auf Canaria mehrere Häuser, in welchen priesterliche Jungfrauen zusammen lebten, und diese Wohnungen wurden so heilig gehalten, daß Verbrecher, welche dorthin

flüchteten, vor den Gerichtsbeamten Schutz genossen. Diese Jungfrauen aber trugen, gleichwie die Priesterinnen, weiße schleppende Gewänder. Sie standen in hoher Verehrung, und das Volk brachte ihnen freiwillige Gaben dar. Ihr Amt war, bei den festlichen religiösen Umzügen die Opfergefäße zu tragen und das Opfer zu verrichten, in den Bethäusern aber täglich Milch auszusprengen, die man von besonders aufbewahrten Ziegen nahm, denen die Zicklein gelassen wurden.

Solange eine Jungfrau in dem geweihten Hause wohnte, durfte sie an Heiraten nicht denken. Die Vorsteherin jedoch konnte auch eine Witwe sein. In diesen Klöstern pflegte man auch die Töchter der Edlen zu erziehen. Erst mit dem zwanzigsten Jahre, wenn sie heiraten wollten, kehrten sie zu ihren Eltern zurück.

Die Kinder wurden bald nach der Geburt mit Wasser begossen, und dies geschah durch jene priesterlichen Jungfrauen. Es war deshalb wahrscheinlich ein religiöser Akt mit feierlichen Sprüchen.

Bei den Wandschen hießen jene Geweihten vorzugsweise „die Jungfrauen", magadas, oder auch, weil hari Volk hieß, sie aber aus dem Kreis ihrer Familien herausgetreten waren und dem ganzen Volk angehörten, so nannte man sie harimagadas (Volksmädchen).

Auf Wahrsagung hielten die Wandschen große Stücke, und öfter traten unter ihnen Greise und Frauen auf, deren Prophezeiungen in Ehren gehalten wurden, gleich als wären sie von göttlichem Geist erfüllt. So gab es auf Fuerteventura zwei Frauen, Tamonante und ihre Tochter Tibabrin, welche die öffentlichen Ereignisse vorhersagten. Sie standen in solcher Verehrung, daß zu der Mutter die Häuptlinge kamen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, und daß die Tochter anordnen durfte, was zum Gottesdienst geschehen sollte.

Nachbemerkung: Damit ist die Fülle des Materials, die Löhers Werk birgt, keineswegs erschöpft. Ich hoffe, daß die Proben aber genügen, zu zeigen, daß hier wichtigstes Überlieferungsgut vorliegt. Während Löher sich meist auf den Vergleich mit germanischen Überlieferungen beschränkt, muß endlich einmal dies ganze Material vom Gesamtindogermanentum aus betrachtet werden. Wir können den Satz aufstellen: wenn Bräuche bei verschiedenen indogermanischen Völkern sich finden und zudem bei den Kanariern überliefert sind, so dürfen diese Bräuche als ur-indogermanisch gelten. Von den oben mitgeteilten Bräuchen finden wir z. B. bei andern Indogermanen bezeugt das Kornüberschütten bei der Hochzeit, die Feuersignale u. a. Sehr bedeutsam ist die hochgeachtete Stellung der Frauen und ihre Rolle im Kult. Ich werde an anderm Orte zeigen, daß wir in den Harimagadas „Vestalinnen" zu sehen haben, d. h. Priesterinnen, die das heilige ewige Stammesfeuer bewahren. In dem Himmelsgott der Wandschen erkennen wir den indogermanischen „Zeus". An christliche Erinnerungen — wie Löher will, dessen Wandschen-Vandalen ja einmal Christen waren — ist hier ebensowenig zu denken wie bei dem indogermanischen Ritus der Taufe. Vieles bedarf noch genauer Untersuchung. So vermißt man bei Löher eine Angabe darüber, wann die Feuer auf den Bergen angezündet wurden. Waren es Sonnenwendfeuer? — Jedenfalls berührt es eigenartig, daß die kanarischen Überlieferungen bis heute weder von der Indogermanistik, noch von der Volkskunde ausgewertet wurden! Wir hoffen, daß unser Hinweis hier Wandel schafft.

Unsere Vorfahren waren keine Barbaren, was uns von gewisser Seite als Märchen sogar von der Kanzel herab aufgetischt wird, sondern sie hatten vor Tausenden von Jahren eine hohe bäuerliche Kultur entwickelt.

Die gemeinsame Geschichte und das nordische Blutband verbinden alle deutschen Stämme!

**Ministerialdirektor Dr. Gütt (Reichsministerium des Innern)
auf der Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene"**

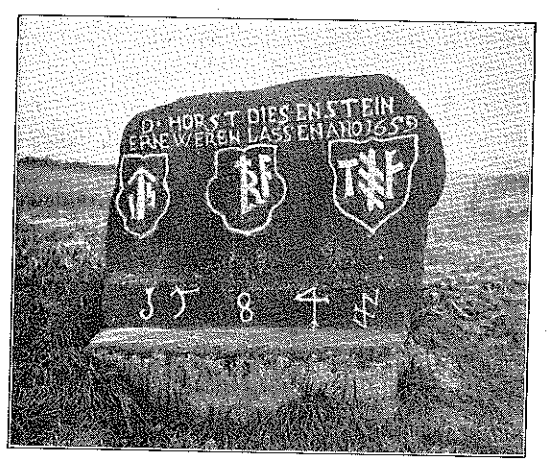


Abb. 1. Der Wittekindstein in Solterwisch im Tale der Salzequelle, südlich von Bad Oeynhausen

Aufn. H. F. Zipf

Zum Wittekindstein

I. Zur Einführung in die Fragestellung[1]

Von Edmund Weber

1. Der Stein (Abb. 1)

Der Stein ist eine Sitzbank. Er mißt über dem Erdboden 110—115 cm. Seine obere Kante ist nicht mehr gerade. Man hat den Eindruck, daß an beiden Seiten etwas abgesprengt ist. Der Stein ist grauer Sandstein, nicht Granit, wie Vormbaum und Leverkus geschrieben haben. Seine Breite ist 110 cm, seine Tiefe unten 70 cm, der Sitz 30 cm über der Erde, Tiefe etwa 20 cm, die Rückenlehne unmittelbar über dem Sitz bis zu einer Höhe von 17 cm 32 cm tief. Auf dieser 17 cm hohen Fläche stehen die Zeichen, die 10—12 cm hoch sind. Die obere Fläche, welche die Schilde zeigt und auch die Inschrift trägt, ist etwa 24 cm tief, also im Vergleich zum untern Teil abgearbeitet. Die Schilde sind 29 cm hoch und von rechts nach links 28; 28 und 20—21 cm breit. Die Schildrahmen sind eingetieft, die Zeichen erhaben gemeißelt.

2. Zur Geschichte der Steinbank

Der Stein steht heut im Schatten einer Linde im Salzetal in der Bauernschaft Solterwisch an einer Abzweigung der Straße Exter-Valdorf, am Rande eines Ackers des Bauern Hartwig. Das ist aber nicht der ursprüngliche Standort. Der Sandsteinblock stand vielmehr früher unmittelbar am Hohlweg, auf dem Rande („auf dem Ufer" des Hohlwegs) etwa 100 Schritte oberhalb des jetzigen Standplatzes, auf dem abgeplatteten Gipfel eines sanft ansteigenden Hügels. Dieser Hügel gehörte zum Besitz der Vorfahren

[1] Die Ausführungen greifen zum Teil auf einen Vortrag zurück, den ich für die Pfingsttagung 1932 der Freunde germanischer Vorgeschichte entworfen hatte und der an Ort und Stelle von Herrn Studiendirektor Dr. P. G. Beyer vorgelesen worden ist. Sie beruhen auf Mitteilungen Beyers, der bei den Bauern der Gegend und Herrn Pastor Brünger-Exter persönliche Feststellungen gemacht hat, und auf folgendem Schrifttum: 1. Vormbaum: Beschreibung der Grafschaft Ravensberg für Schule und Haus. Leipzig 1864, S. 115. — 2. Ravensberger Blätter 1902 Nr. 3, S. 14—15 und Nr. 8, S. 59; beide Aufsätze von Pastor A. Schmidt-Vlotho. — 3. Ravensberger Blätter 1909 Nr. 2, S. 10—12, von Landgerichtsdirektor Dr. Eberhard zu Essen. — 4. Ravensberger Wanderbuch von Rektor H. Meise, 1922, S. 143. — 5. Edmund von Wecus, „Die Veme" (Guido von List-Verlag, Berlin-Lichterfelde W.). — 6. Paul Wigand, Das Fehmgericht Westfalens. Halle a. S. 2. Aufl. 1893. — 7. Theodor Lindner, Die Veme. Münster u. Paderborn. 1888. — 8. Prof. Dr. C. G. Homeyer, Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870.

Hartwigs, der Sippe der „Hartwig am Stein", *Solterwisch* Nr. 3. Dieser Hof und sein Land sind heut im Besitz des Bauern *Lenger* und durch Kauf in dessen Hände gekommen. Auf der alten Stelle des Steins stand eine uralte Linde, dahinter lag ein großer *runder, hartgetretener* Platz, der bei der Umwandlung zu Ackerland kaum mit dem Pflug umzubrechen war. Nicht weit davon befand sich ein mit Bäumen bestandener Ort. Der jetzige Bauer *Hartwig*, der also nicht mehr auf dem alten Erbhofe sitzt, hat folgende wörtliche Angaben gemacht: „Mein Großvater hat bei der Erbteilung und Abfindung den Stein erworben, der zu des Großvaters Zeiten noch oben gestanden hat. Der Großvater hat den Stein heruntergeschafft — er stand droben in eine Mauer eingefügt — und hat auch die Linde dabei gepflanzt."

Diese Aussage dürfte die Beschädigung des oberen Randes erhellen.

Eine um 60—70 Jahre ältere Mitteilung über die Geschichte des Steines fand ich in dem Leitwerk über die „Haus- und Hofmarken" des Professors der Rechte Dr. C. G. *Homeyer*. Unter den Förderern seiner Arbeit hat er den Geh. Großherzogl. Staatsrat zu Oldenburg Dr. W. *Leverkus* genannt. Dieser hatte ihm berichtet von einem „roh behauenen Granitstein von der Gestalt eines Stuhles unter einer Linde" eine halbe Stunde von Exter an dem Wege nach Vlotho (Reg.-Bez. Minden) und dabei bemerkt: „Nahe dabei liegt das Bauernhaus ‚Hartwig am Stein'. Der gleichnamige Besitzer erzählte, er habe vor der Franzosenzeit diesen ‚Gerichtsstuhl' und die Linde in Stand halten, auch dreimal im Jahr den Richter samt Schreiber und Untervogt beköstigen müssen. Der Richter habe ‚sitzend auf diesem Stuhle' das Urteil gesprochen" (Homeyer S. 250).

Minna Flagmeier im Hause *Lenger* hat angegeben, sie habe „aus einem alten Buche" abgeschrieben, im Volksmunde hafte noch die Erzählung, daß am Wittekindstein jedes Jahr ein *Frei-* oder *Fehmgericht* oder *Femding* gehalten worden sei, zu dem aus der ganzen Umgegend die Bewohner vorgeladen worden seien; die Angeklagten hätten hinter der Linde auf dem großen, runden und abgetretenen Platz gestanden, und nicht weit davon sei ein mit Bäumen bepflanzter Ort gewesen, wo sich die Richter, die Schöffen und das Volk[1] befanden.

Dr. P. G. *Beyer* hat festgestellt, daß noch heut ein schmaler, kleiner, unfruchtbarer Landstreifen, der sich vom Südabhange der Steinegge nach dem alten Hartwighofe zu hinunterzieht, „of dem wiggen Kampe", d. h. auf dem geweihten (heiligen) Kampe heißt.

3. Zu dem Namen „Wittekindstein"

Nach einer alten Sage soll *Wittekind* den Stein haben zurichten lassen, um sich auf ihm auszuruhen und sich an der schönen Hügelgegend zu erfreuen. In einer anderen Überlieferung aus dem Volksmunde wird erzählt, wie später der Freigraf auf dem Stein zu Gericht gesessen habe, so habe es auch schon *Herzog Weking* gehalten. Und eine dritte Sage will gar wissen, *Wittekind* und der *Frankenkarl* hätten sich über diesem Stein die Hand zum Frieden gereicht.

Irgendwelche Vermutungen darüber zu äußern, ob in diesen Sagen ein geschichtlicher Kern enthalten sein mag, und zu versuchen, ihn herauszuschälen, würde viel zu weit führen. Aber daß die örtliche Überlieferung den Stuhl mit Wittekind in Verbindung gebracht hat, dürfte wohl den Stein als uralten Richtersitz wahrscheinlich machen. Zum Vergleich sei folgende Stelle aus *Lindner* S. XIV herangezogen: „Die Freigrafen verehrten als den Stifter der heimlichen Gerichte den Kaiser Karl und den Papst Leo[2], und nichts hätte ihren felsenfesten Glauben erschüttern können. Obgleich die Gelehrten diese Überlieferung bald als Sage erkannten, vermeinten sie in ihr einen geschichtlichen Kern zu finden, indem sie die Vemegerichte als die Fortsetzung der Karolingischen Gerichte betrachteten. Einiges

[1] Der Umstand.
[2] Leo III., der Karl 777 in Paderborn aufgesucht hat.

Zutreffende liegt darin, jedoch nur insofern, als der große Kaiser überhaupt der Begründer des mittelalterlichen Staats- und Gerichtswesens war."

Überträgt man diese Folgerung auf den Wittekindstein, so ergibt sich folgendes. Derselbe *Theodor Lindner* hat a. a. O. geschrieben: „Denn die Gerichte, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Namen des westfälischen Landes in ganz Deutschland berühmt und berufen machten, sind aus mehreren Wurzeln hervorgesprossen, *von denen die eine in viel frühere Zeiten als die Karls des Großen hinableitet*, während die anderen zwar ihre ersten Fasern unter ihm bildeten, aber ihren rechten Nährboden erst durch die Zerrüttung des Reiches im dreizehnten Jahrhundert gewannen, so daß sie, von der weiteren Zersetzung aller öffentlichen Verhältnisse reich befruchtet, neue kräftige Schößlinge emportrieben."

Was *Lindner* mit den von mir gesperrten Worten nur andeutet, hat ein andrer namhafter Femeforscher, *Paul Wigand*, S. 24 näher ausgeführt. Er weist darauf hin, daß es im alten Sachsenlande in vorchristlicher Zeit in den Bauernschaften und Gemeinden *Burrichter* (Bauerrichter) gegeben hat, deren Wirksamkeit König Karl I. unangetastet ließ. Wigand hebt hervor, daß die „Burrichter" noch in die späteren städtischen Verfassungen übergingen, so z. B. in Soest. Diese Richter erkannten über Auflassungen von Grundstücken wirtschaftliche Vereinbarungen (Verdingungen!) usw. „Ihre Versammlungen hießen *Thy*." *Wigand* betont weiter S. 27 die ungemeine Bedeutsamkeit der Malstätten für das Volk. S. 47 sagt er: „Die natürliche Ordnung in der Versammlung war, daß der Richter an erhabener *Stelle* (Stolle, Stuhl, Freistuhl) *saß*, wo er alles überschauen und ordnen konnte, daß um ihn her die freien Männer sich in Reihen ordneten und die ältesten und erfahrensten Schöffen einen Kreis oder eine Bank bildeten, deren angemessenste Form die Runde war."

Solcher Malstätten mit ihren Sitzsteinen gibt es ja noch manche in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Aus diesen Bauernschaftsgerichten erwuchsen im vierzehnten Jahrhundert die Frei- oder Femgerichte. Durch den Verfall der Grafschafts- und Gaugerichte, denen die Gerichtsbarkeit über Leib und Leben vorbehalten gewesen war, wurden die Tiegerichte dazu getrieben, in Selbsthilfe sich auch die Rechtsprechung gegen Diebe, Räuber und Mörder anzueignen.

Zu den Beschreibungen, die *Minna Flagmeier* und der alte *Hartwig* gegeben haben, sei angeführt, was *Wigand* sagt: „Die Versammlung kam freiwillig in gewissen Zeiten des Jahres zusammen; später wurde es strenge Pflicht der Genossen des Gaues oder der Grafschaft, dieser Zusammenkunft beizuwohnen. Man hieß sie das ‚Ungebott', welches sich, wie überall in alter Sitte, so auch bei den Freigerichten erhielt. Das ‚Ungebot' oder *echte Ding*, zu dem sich alle Genossen und Dingpflichtigen regelmäßig versammelten, hatte schon in der germanischen Verfassung einen Gegensatz in dem *gebotenen Ding*, zu dem der Richter eine Anzahl Genossen berief und einen Beklagten vorlud. So wurde also das Freigericht ein ‚gebotenes' Gericht."

Lindner gibt im 15. Abschnitt seines Werkes eine Zusammenstellung der ehemaligen Lippeschen und im 57. Abschnitt eine der Waldeckschen Freigrafschaften. Die Bauernschaft „Solterwisch" wird dabei, so weit ich sehen konnte, nicht erwähnt. Bei der Fülle der noch nicht veröffentlichten und noch unverwerteten Urkunden besagt das aber wenig. Hier sollte die Heimatforschung einsetzen. Dabei mag vielleicht helfen, was *Lindner* S. 141 berichtet: „1430 übertrug Erzbischof Dietrich als Bischof von Paderborn die von Friedrich von Driburg aufgelassene freie Grafschaft von Sutheim mit ihren Dingstätten und Zubehör, zwei Höfen, an die drei Brüder von Oeynhausen."

Die örtliche Überlieferung und der Sachverhalt sprechen also stark dafür, daß der Wittekindstein zu einem Tieplatz gehört hat und daß *in ihm ein alter Richtersitz bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist*. So darf man wohl in der Vor-

ausſetzung, daß der Stein ursprünglich für das „Burgericht“ der Bauernschaft Soltertwisch gedient hat, vermuten, daß die Volkserinnerung an die *altsächsische Herkunft dieses Gerichtes den Stein mit dem Namen des großen Vorkämpfers für das alte Sachsenrecht verknüpft hat.*

4. *Die Inschrift und die Zeichen*

Oben ist gut erkennbar in lateinischer Schrift zu lesen:

D· HORST DIESEN STEIN ERNEWEREN LASSEN ANO 1659.

Schmidt hielt das D· für eine Abkürzung von „Droste“ oder Dominus (Herr) oder von de (von). Andere sehen darin einen Überrest von *Arnold*. Denn im Jahre 1659 war ein *Arnold Horst* „Drost“, d. h. Oberamtmann zu Blotho. Ist er es gewesen, der so bald nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges noch Sinn dafür gehabt hat, ein so ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit zu pflegen, so gebührt seinem Andenken alle Ehre! Dann hat er gewiß zu den „Wissenden“ gehört, denn die Feme ist erst vom König *Jerome* — in der Franzosenzeit! — beseitigt worden. Der letzte Freigraf *Engelhardt* starb 1835 in Wörl. Es gibt sicherlich auch heut noch alte bodensässige Geschlechter in Westfalen, die Erinnerungen an die Feme hüten.

Der schon genannte *Leverkus* hat an *Homeyer* berichtet, eine Bauernschaft in der Nähe der Malstätte heiße „Horst“. Ob diese Angabe zutrifft, vermochte ich nicht mehr zu ermitteln. Es ist zu hoffen, daß Heimatforscher sie nachprüfen werden.

Die *unteren Zeichen* lasen die früheren Erklärer als Jahreszahl 1584, ebenso *Leverkus*, *Eberhardt* allerdings mit der Einschränkung, daß diese Zahl nicht das Herstellungsjahr des Steines bedeuten könne. Inwieweit diese Auffassung sich aus dem flüchtigen Augenschein an Ort und Stelle oder aus nicht ganz genauer Nachzeichnung erklärt, ist schwer zu sagen. Hat man aber eine so klare neuzeitliche Lichtbildaufnahme vor sich, wie sie H. J. *Zipf* geschaffen hat und wie sie mir von Dr. P. G. *Beyer* übermittelt worden ist, so vermag man eine solche Lesung nicht zu teilen. *Beyer*, der den Stein genau untersucht hat, schrieb mir 1932, er halte die Deutung dieser Zeichen als Jahreszahlen für nicht angängig. Auch mir erschien sie als mit dem Befund unvereinbar. Das erste Zeichen entspricht zu wenig einer 1 und das zweite noch weniger einer 5, als daß eine solche Lesung mir annehmbar gewesen wäre. Vielmehr gewann ich den Eindruck, als müßten diese scheinbaren Zahlen in einem inneren Zusammenhange mit den Zeichen in den Schilden stehen.

Auffällig betont in den Mittelpunkt des unteren Blickfeldes gestellt erschien mir die scheinbare 8. Aus *Edmund von Wecus* war mir ein Alphabet der Feme bekannt, das nach Seite 23 seines Heftes aus einer Urkunde von Arnsberg 1437 „Reformation des heimlichen Gerichtes“ stammt. In diesem Abc steht das W am Ende; es gleicht einer 8, von deren Schlingpunkt ein Seitenstrich nach rechts geht. Ich nahm des Anlauts wegen an, daß mit dieser Schlinge die „Wiede“ dargestellt sein möchte, d. h. der Strick, mit dem die Femerichter Verurteilte an den nächsten Baum zu hängen pflegten. Dann konnte die scheinbare 8 der untersten Reihe ebenfalls ein Sinnbild der Wiede sein, da es sich ja doch um einen Femestuhl handelt. Auffällig war mir auch, daß die Zeichen 1, 2 und 4 dieser Reihe eine in der Grundgestalt z. T. recht weitgehende Übereinstimmung mit den Buchstaben c, i und a des Geheim-Abc aufweisen. Daß der Femebund seit seiner Ausbreitung über das ganze Reich *geheime Erkennungszeichen und Losungen* zu schaffen sich genötigt gesehen hatte, ist bekannt. Darum hielt ich es für sehr wohl möglich, daß die genannten Zeichen einen geheimen Sinn für die „Eidgenossen“ enthielten. Ich habe seitdem festgestellt, daß *Wecus* in seinem Hauptteil von *Lindner* abhängig ist und die von ihm gebotenem Urkundenstellen verläßlich sind. Aber das Urbild des von ihm mitgeteilten Alphabets habe ich bisher nicht ermitteln können. Hier müßte weiter untersucht werden. Denn wenn es sich wirklich um Geheimbuchstaben der Veme handeln sollte, so ließe sich daraus eine untere Zeitgrenze für die Meißelung dieser Reihe gewinnen.

Dadurch, daß ich in der scheinbaren 8 ein Bildzeichen der Wiede glaubte sehen zu können, wurde mein Deutungsversuch von 1932 auf ein bestimmtes Gleis geschoben. *Homeyer* hat S. 3 seines Leitwerkes geschrieben: „Zwischen Bild und Zeichen tritt noch eine Mittelstufe ein, das Bildzeichen, das Sinnbild. ... Ein solches Zeichen nun, welches sich nicht des Bildes, sondern schlichter, einem jeden bereiter Mittel bedient, nenne ich Merkzeichen oder schlechtweg *Marke*. Dabei kann dieselbe Figur bald ein Bild, bald ein Sinnbild, bald eine Marke darstellen. Die Kreuzesgestalt ist die natürliche Nachbildung des Holzes, an dem der Heiland litt; sie ist das Sinnbild der christlichen Kirche; sie ist endlich eine bloße Marke, wenn diese Zusammenfügung einiger Striche, auch ohne Beziehung auf das Christentum, zum eigenen Zeichen einer Person genommen wurde.“

Zu den mehrdeutigen Figuren hätte *Homeyer* auch das „Hammerzeichen“ und den „Lebensbaum“ stellen können. Im dritten Schilde des Stuhls steht links das Zeichen T. Als „Hammerzeichen“ hat es im Brauchtum der Germanen und im Rechtswesen des deutschen Mittelalters eine bedeutsame Rolle gehabt. Darauf hat u. a. wieder *Eugen Weiß* 1927 in „Steinmetzart und Steinmetzgeist“ S. 68 hingewiesen. Da der Stuhl ein Richtersitz ist, hielt ich also für möglich, in dem T ein Sinnbild des Hammers zu sehen. Das mittlere Zeichen des dritten Schildes faßte ich — unter Anlehnung an die Sinnbilderforschung *Herman Wirths* — als „Lebensbaum“. (Schluß folgt.)

Der Schlitten im Brauchtum

Von Friedrich Mößinger

Während der Wagen und das auf Rädern gefahrene Schiff, beide als Geräte kultischer Umzüge, schon lange die Aufmerksamkeit der Forscher gefunden haben, sind Schlitten oder Schleife bis jetzt noch kaum beachtet worden, obwohl sie ohne Zweifel eine *viel urtümlichere Form* solcher Geräte darstellen und obwohl sie früher wie heute noch häufig im Brauchtum zu finden sind.

Schon unter den zahlreichen, auf den schwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit sichtbaren Schiffen, die zu kultischen Festaufzügen gehören, befinden sich eine ganze Anzahl, die auf Schlitten zu sitzen scheinen, wenn sie nicht gar überhaupt nur Schlitten darstellen. Besonders deutlich ist ein solches Gefährt, auf dem ein vierspeichiges Rad gefahren wird, aber auch andere Bilder stellen deutlich Schlitten dar, bei denen man sogar die stützenden und verstrebenden Balken erkennt. Einen Schlitten zeigt auch eine Steintafel des Kivik-Grabes, dessen Darstellung ohne Zweifel mit kultischen Geräten verbunden, also selbst kultisch gemeint ist.

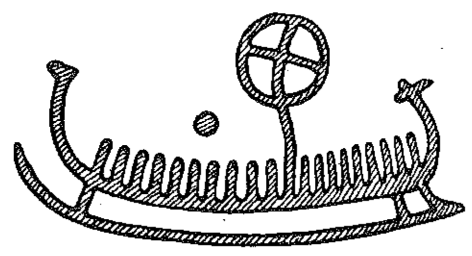


Abb. 1. Schiff mit Rad (Schlitten?)
Bohuslän, Schweden
(Nach O. Almgren)
Nordische Felszeichnungen, Verlag Diesterweg

Es erscheint nicht befremdend, daß in dieser Frühzeit an Stelle des noch seltenen Wagens der Schlitten oder die Schleife als Kultgerät benutzt wurden, eben aus der Zeit herstammend, in der der Wagen noch nicht erfunden war. Erstaunlich aber ist es, daß sich dieses Fahrzeug im Brauch und Kinderspiel bis heute erhalten hat, und zwar dort, wo man den viel besseren und praktischeren Wagen erwarten sollte. Zwar sitzen bei den meisten Schiffsumzügen die Kultschiffe auf Rädern. Dies trifft schon für die Nürnberger Schembartzüge

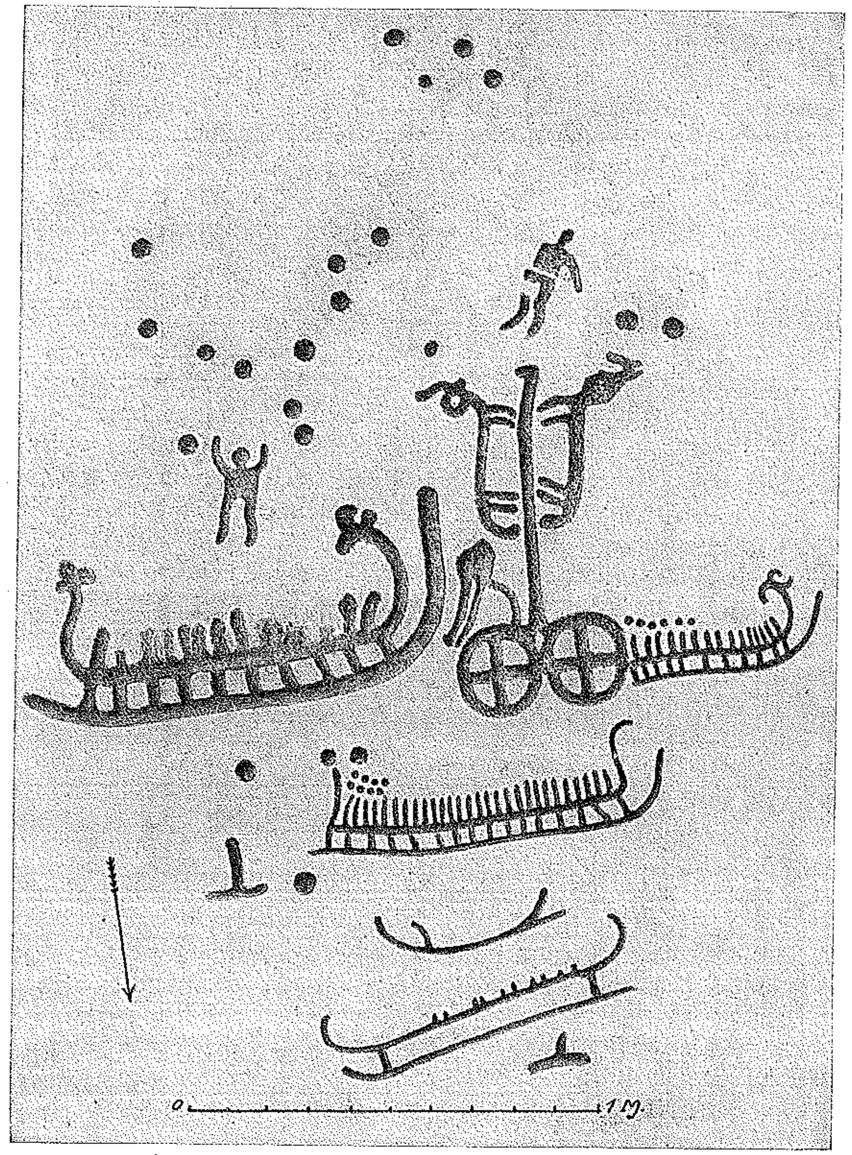


Abb. 2. Björneröd, Tanum, Bohuslän
(Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, Verlag Kabitzsch, Leipzig)

des ausgehenden Mittelalters zu und erst recht für die Schiffe unserer rheinischen Fastnacht der Gegenwart. Daneben aber steht die Schembarthölle in Nürnberg, allerdings kein Schiff, mehrfach auf Kufen (1475, 1508, 1516), und die Laufener Schiffer schleppen heute noch zur Faschingszeit ein Schiff auf einer Schleife durch die Straßen der Stadt[1]. Auch der „Bloch", den die Burschen an Fastnacht in Tirol mit einem geschmückten Bäumchen durchs Dorf ziehen, liegt auf einem Schlitten[2], und in Kärnten werden der letzte Drescher und der Knecht, der die letzte Garbe aufgebunden hat, mit Strohfesseln und Strohkronen auf einem Schlitten durchs Dorf gezogen und in den Bach geworfen[3]. Könnte man bei diesen Erwähnungen daran denken, daß hier ein Schlitten benutzt wird, weil Schnee liegt, so kann dies für folgenden Brauch nicht zutreffen, denn er wird erst an Pfingsten

Abb. 3. Nürnberger Schembarthölle von 1508
(Nach Brüggemann, Vom Schembartlaufen. Bibliograph. Institut, Leipzig)



geübt. Da verkleiden sich die jungen Burschen in manchen Gegenden Böhmens mit Hilfe von großen Hüten aus Birkenborke und Blumen. Ihren „König" ziehen sie auf einem Schlitten durchs Dorf und kippen ihn in die Pfützen am Weg[4]. Zum Schluß gehen sie mit einem Maibaum bettelnd durchs Dorf. Es kann kein Zweifel sein, daß es sich hier um Reste alter Umzüge handelt, bei denen der Winter, der Tod, der altgewordene Jahresgott oder wie wir ihn auch nennen wollen, feierlich umgefahren und dann vertrieben wird. Der Schlitten aber ist dabei ein Gerät von höchstem Alter; er hat sich nur erhalten, weil er von Urzeiten her mit diesen Bräuchen verknüpft war; freilich ist er oft durch den praktischeren Wagen ersetzt, der uns als Kultwagen ebenfalls schon früh begegnet.

In einer Sage von der wilden Jagd, die Höfler anführt, wird in uns die Erinnerung an die bronzezeitlichen Felszeichnungen besonders wach. Es heißt da, daß die bösen Geister ein sonderbares Fuhrwerk nachziehen; es besteht „aus einer Art Schlitten, der fast gestaltet ist wie ein Schiff ..."[5]. Ebenso auffällig in ihrer Ähnlichkeit mit den rädertragenden Schlittenzeichnungen Schwedens ist eine Gruppe von weitverbreiteten Bräuchen, bei denen eine oder zwei Puppen, manchmal auch wirkliche Menschen, auf einem sich drehenden Rade in einem Umzug mitgeschleift werden. So geschieht es bei einem Johannistagsfest in Rohrbach im Odenwald, wo das geschleifte Rad sich immer

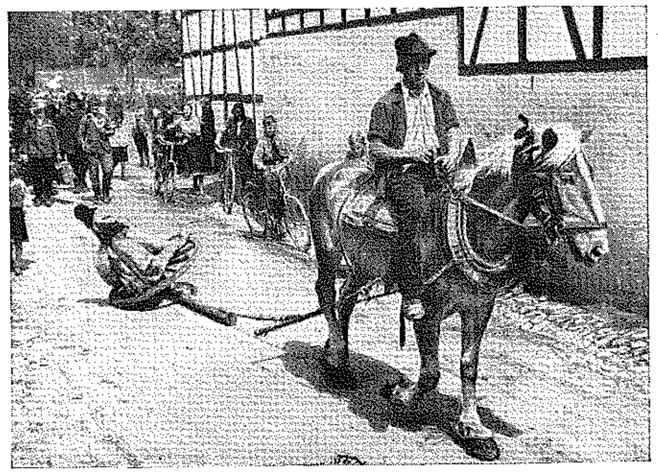


Abb. 4. Puppe auf dem Schleifrad
(Rohrbach im Odenwald, Aufn. Collmann)

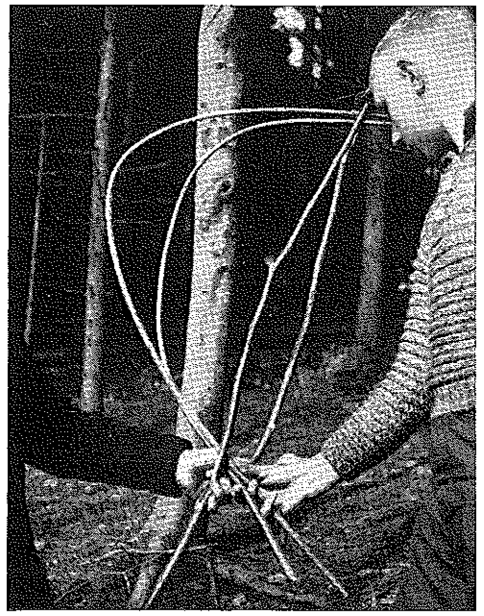


Abb. 5. Herstellung des Hasenwagens (Odenwald)
(Aufn. Winter)

kreisend dreht und die menschenähnliche Puppe mit. Solche auf Räder gebundene Gestalten werden im Zuge des wütenden Heeres schon 1534 von Agricola und 1668 bei Prätorius erwähnt, doch ist hier wie bei Belegen aus der Gegenwart von der Schweizer Fastnacht und im Burgenland nicht deutlich, ob eine Schleife dabei verwendet wurde. Dagegen heißt es bei der Beschreibung eines Wasservogelfestes in Sauerbach (Oberbayern) deutlich, daß Hänsl und Gretel von Stroh auf einem Schleifrad und eine Hexe auf einer Eggenschleife mitgeführt wurden. Bei einem Frühlingsfest zu Hollstadt im Saalegrund werden zwei ähnliche Gestalten durch lebende Menschen auf dem Schleifrad dargestellt und außerdem ziehen vier junge Mädchen eine Rübenschleife[6]. Am klarsten aber ist ein Bericht von der Buchener Fastnacht[7]: „Auf einem Bock mit Kufen war ein Rad waagrecht so befestigt, daß es durch ein Seil ständig gedreht werden konnte. Bei dem Zug durch die Stadt saß auf diesem schwankenden und kreisenden Gefährt ein Bursche, an dessen krampfhaften Bemühungen, seine fünf Sinne beieinander zu behalten, sich jedermann köstlich weidete." Wie sehr dieser Bock mit Kufen an die vorn genannte Felszeichnung erinnert, braucht nicht noch besonders betont zu werden.

Auch im Kinderspiel ist ein Schlitten (zur Sommerzeit und ohne Schnee!) noch wohlbekannt. Es ist schon oft betont worden, daß sich bei den Kindern viel Altertümliches erhalten hat, das bei den Erwachsenen längst ausgestorben ist. So kennen sie auch noch die Herstellung eines Schlittens mit gebogenen Zweigen als Kufen. Schon Schmeller[8] beschreibt ihn als „Graitelwagen"; in der Mark heißt er „Bögelwagen"[9], im Odenwald „Hasenwagen". Hier wird er besonders altertümlich ohne jeden Nagel, ja ohne Schnur gefertigt und dient dazu, das Moos für die Osterhasennester herbeizuschleifen[10]. In der Wetterau wird er kräftiger gebaut, so daß die Hirtenjungen sich darauf setzen und sich gegenseitig über die Weideflächen ziehen. Wenn hier auch, von dem schwachen Anklang an den Osterbrauch abgesehen, die Beziehungen zum Brauchtum verschwunden sind, so haben doch die Kinder wenigstens die Herstellung des Schlittens und damit des ältesten Fahrzeuges, des Vorläufers der Räderwagen, erhalten und bis heute gepflegt. So spannt sich ein Bogen vom urtümlichen Schlitten der Vorzeit bis zum Kinderspielzeug unserer Tage in seiner einfachen, werkgerechten und wahrhaft zeitlosen Gestaltung.

1 Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch. 1924, 79.
2 Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche. II. 1855, 246.
3 Frazer, Der goldene Zweig (deutsche Ausg.). 1928, 625.
4 Frazer, Ebenda 189.
5 Kultische Geheimbünde der Germanen. 1934, 91.

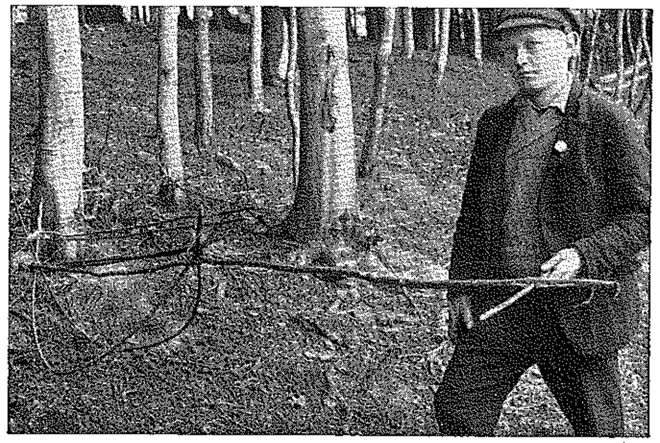


Abb. 6. Der Hasenwagen im Odenwald
(Aufn. Winter)

6 Mannhardt, Mythologische Forschungen. 1884, 111.
7 Max Walter, in dem „Wartturm" (Buchen). 1. Jahrg. 1926, 20.
8 Bayr. Wörterbuch. II. 1828, 124.
9 Brunner, Ostdeutsche Volkskunde. 1925, Abb. 42.
10 Winter, in „Volk und Scholle" (Darmstadt). 1934, 115.

Geschichtliche Weihestunde in Quedlinburg

Die feierliche Wiederbeisetzung der Gebeine des ersten deutschen Königs

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1937 wurden in der Krypta des Domes zu Quedlinburg die Gebeine Heinrichs I., des ersten deutschen Königs, im Rahmen einer Weihestunde feierlich beigesetzt. An der Feier selbst nahm nur ein kleiner Personenkreis teil: an der Spitze der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler, Reichsstatthalter und Gauleiter Jordan, Gauleiter SS-Gruppenführer Eggeling, außerdem eine Reihe von hohen Führern der SS und der Oberbürgermeister der Stadt Quedlinburg. Das „Ahnenerbe" war auf Einladung des Reichsführers SS vertreten durch den Präsidenten SS-Hauptsturmführer Professor Dr. Walter Wüst und den Reichsgeschäftsführer SS-Obersturmführer Sievers.

Vor der Feier im Dom begab sich der Reichsführer SS mit seinen Gästen und seiner Begleitung zu der auf dem alten Königshof gelegenen Kapelle Heinrichs I., wo er einen Strauß aus Eichenzweigen niederlegte. Den Weg zur Kapelle umsäumten Fackelträger der SS. Am Eingang der Kapelle und in der Kapelle selbst standen Doppelposten der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm als Ehrenwache. Nach einem kurzen Gedenken begab sich der Reichsführer SS mit seiner Begleitung zum Schloßberg, an dessen Aufgang hohe schwarze, mit den Sig-Runen der SS geschmückte Pylonen standen, deren brennende Feuer auf dem Schloßberg eine eigenartig-feierliche Stimmung verbreiteten. Rechts und links vom Aufgang standen Männer der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm mit Gewehr bei Fuß.

Beim Betreten des Domes, dessen bodenständiger Schmuck seine Bedeutung als König-Heinrich-Halle würdig unterstrich, erklang feierliches Orgelspiel. An der Konsole saß der bekannte Organist Fritz Werner aus Potsdam. Durch den Dom begaben sich der Reichsführer SS und seine Gäste an die durch Kerzen beleuchtete Heinrichsgruft. Dort meldete SS-Obersturmführer Dr. Höhne dem Reichsführer SS, daß die in wissenschaftlicher Forschung nachgewiesenen Gebeine Heinrichs I. zur Wiederbeisetzung in einem neuen, zeitechten Sarkophag bereitstünden.

Hierauf gedachte der Reichsführer SS noch einmal in kurzen Worten der unsterblichen Verdienste des großen Sachsenherzogs, dieses wahrhaft ersten deutschen Königs, und gab dann den Befehl, die sterblichen Reste König Heinrichs nunmehr zur letzten und endgültigen Ruhe beizusetzen.

Unter ergriffenem Schweigen der Anwesenden wurde in feierlicher Form die Einsargung vorgenommen und der Sarkophag geschlossen und versiegelt.

Als Zeugen dieser geschichtlichen Stunde unterzeichneten alle Anwesenden die Wiederbeisetzungsurkunde.

Als die Gruft geschlossen war, legte der Reichsführer SS an der Ruhestätte König Heinrichs und seiner Gattin, der Königin Mathilde, Kränze nieder.
Jubelnde Orgelklänge beschlossen die Feierstunde.



Der Reichsführer SS Heinrich Himmler in der Krypta des Domes zu Quedlinburg anläßlich der feierlichen Wiederbeisetzung der Gebeine König Heinrichs I.
Aufn. Presse Ill. Hofmann

Die Bücherwaage

Frederik Adama van Scheltema, **Die Kunst unserer Vorzeit.** Bibliographisches Institut AG., Leipzig. 191 Seiten und 204 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. In Leinen gebunden 4,80 RM.

Mit Freude zeigen wir dieses bedeutende Werk an. Das Thema, das des Verfassers „Altnordische Kunst" anschlug ist hier fortgeführt und erweitert: der Versuch nämlich, „die Eigengesetzlichkeit dieser Kunst und ihre hohe Bedeutung gerade für die moderne, fast nur im deutschen Sprachgebiet verbreitete und verstandene Kunstforschung nachzuweisen" (S. 1), wobei zugleich die Brücke zwischen der Vorzeit- und der Kunstforschung geschlagen werden soll; es kann wohl gesagt werden, daß das Erreichte in vielem über das Ergebnis eines Versuchs hinausgeht. Für die Kunstgeschichte ergeben sich trotz der Verschiedenheit der Wege manche Berührungen mit den Forschungen Josef Strzygowskis; Stein auf Stein fügen sich die Grundmauern zu einer künftigen deutschen Kunstgeschichte, zur endgültigen Überwindung — was nicht gleichbedeutend ist mit Ablehnung — des Humanismus auch hier. Die Vorgeschichtsforschung gewinnt eine Menge von neuen Gesichtspunkten und eine entschiedene Förderung auf ihrem Wege zur Ergänzung der bloßen Sachkunde durch die Kunde von Wesen und Entwicklung (nach Strzygowski), von Wesen und Wachstum (nach A. van Scheltema). Aus der Fülle des Wertvollen und Anregenden entnehmen wir nur einige Sätze zum Einflußproblem (S. 65): „Die Frage, wie unsere nordische Kultur auf die ihr zufließenden fremden Kunstformen reagiert, wie diese Einverleibung sich vollzieht und welcher Endzustand sich aus diesem Prozeß ergibt, wird nicht nur durch den Charakter der Fremdformen bedingt, sondern vor allem auch durch die jeweils herrschende geistige Struktur, den jeweils erreichten Entwicklungszustand, in dem eben diese nordische Kulturgemeinschaft sich im Augenblick der fremden Einwirkung befindet. Unsere ganze Einstellung zu diesen Fragen würde sich außerordentlich vereinfachen, wenn wir uns endlich dazu entschließen könnten, die Kulturgemeinschaft als einen lebendigen Organismus zu verstehen, der, wie jeder biologische Organismus des Individuums, sein eigenes Form- und Entwicklungsgesetz in sich trägt." Bedauerlich ist, daß der Verfasser den von hier aus uns nur klein erscheinenden, so wesentlichen Schritt zur Einbeziehung rassischer Gesichtspunkte nicht vollzieht. — Keine Vorgeschichtsbetrachtung wird künftig an den Methoden und Ergebnissen dieses Buches vorbeisehen können. H. Bauer.

J. Rasch, **Nederlandsche Folklore.** Deventer, Kluwer-Verlag. 110 Seiten 1,25 Gulden.

Dies kleine Wörterbuch der holländischen Volkskunde, das über Volksglauben und Brauch unterrichtet, ist eine sehr dankenswerte Zusammenstellung zerstreuten Materials. Ein Schlagwortverzeichnis erleichtert den Gebrauch, und die genauen Schrifttumsnachweise sind sehr zu begrüßen. Die Volkskunde Hollands ist bis heute in Deutschland viel zu wenig beachtet worden. Die vielfach höchst altertümlichen Überlieferungen Hollands können die Volksüberlieferung Deutschlands oft in wertvoller Weise ergänzen. Huth.

Adolf Spamer, **Deutsche Fastnachtsbräuche.** Albert Becker, **Osterei und Osterhase.** Eugen Fehrle, **Deutsche Hochzeitsbräuche.** Walter Oschilewski, **Der Buchdrucker.** Diederichs, Jena. Gebunden je 1,60 RM.

Die vorliegenden Bände eröffnen die neue Reihe „Volksart und Brauch", die Spamer herausgibt. Diese Schriftenreihe ist ähnlich ausgestaltet, wie die Bände der bekannten Reihe „Deutsche Volkheit". In volkstümlicher Weise wird von besten Sachkennern das Brauchtum der Volksfeste und der Berufsstände dargestellt. Die vorliegenden Bände können alle sehr gefallen, und wir wünschen, daß die Reihe einen guten Erfolg hat.

Spamer stellt die Fastnachtsbräuche dar und kann dabei die wichtigen Aufschlüsse, die einmal die Felsbildforschung, zum andern die neuen Untersuchungen der Sagen vom Wilden Heer gebracht haben, auswerten. Becker schildert die Osterbräuche; man erfährt viel Wissenswertes über die Göttin Ostara, das Osterei, den Hasen.

Fehrle hat in seinem Band über die Hochzeitsbräuche Gelegenheit, eine Fülle

volkstümlicher überlieferungen vor dem Leser auszubreiten. Sehr zu begrüßen ist die klare Darlegung der Umformung germanischen Hochzeitsbrauchtums durch christliche Einflüsse. Im Vorbeigehen bemerkt F., daß ein bestimmter metallner Brautschmuck an bronzezeitliche Formen erinnere; dazu wünscht man sich eingehendere Betrachtungen.

Oschilewski führt in den Bereich der Handwerkerbräuche, die bisher weniger beachtet wurden, aber ebenfalls viel altertümliches bewahren, wie man neuerdings immer deutlicher sieht. Huth.

Hieb und Stich

Auch eine Antwort. In den „Nordischen Stimmen", Heft 6/1937, finden wir folgende Auslassung:

„In der gleichen Zeitschrift (Germanien) Heft 6, Juni 1937, findet sich ein von ‚Hugin und Munin', den bekannten Odinsraben, unterzeichneter, also tapfer pseudonymer großer Angriffsaufsatz gegen die vor zehn Jahren durch zwei führende Wissenschaftler (Haas und Mogk) der Öffentlichkeit übergebene Doktorarbeit des Unterzeichneten, voller Entstellungen, Gehässigkeiten und Unsachlichkeiten.

Wir widmen den zwei Raben folgende Strophen, in Walhall den dämonischen Berserkern in Tiermaske zu singen:

Hugin und Munin

Erst Odinsraben, dann nur Galgenvögel,
so flattern diese zwei um's deutsche Nest;
statt Walhall-Helden anonyme Flegel,
die in Germanien man schreiben läßt.

Des „Wilden Jägers" irrendes Gelichter
gab nie der Heimatfront zum Kampf sich hin;
doch macht man seine Wildheit uns zum Richter,
verhöhnend jeden heimatsichern Sinn.

Ihr treibt's so weit, bis Müttern nur noch Grauen
das Herz vor solchem Ahnenbild erfüllt;
und lehrt sie neu der Kirche sich vertrauen,
die ihnen bannt des ‚Wutgotts' grauses Bild.

Die ‚Pax Romana' wartet auf die Stunde,
da deutscher Gottesfriede aufgelöst
in Euerm Wahn vom Wutgott-Männerbunde,
Von dessen Kriegslust uns nur ‚Rom' erlöst.

Und so beschimpft ihr uns, die wir noch kämpfen
aus Gottesgrund und Sippe, Blut und Land,
Und Eurem ‚Dionys' die Räusche dämpfen
mit Volkes Klarheit, Herzschlag und Verstand.

Bernhard Kummer."

Odins Dichtermet scheint nicht jedem zu bekommen. Im übrigen geben wir diese Gegenäußerung wörtlich und ungekürzt wieder und stellen anheim, in Angriff und Gegenangriff „Entstellungen, Gehässigkeiten und Unsachlichkeiten" auf ihr beiderseitiges Maß zu prüfen. Der Aufsatz in unserem Juniheft ist unter voller Verantwortung der Hauptschriftleitung erschienen; die Zitate aus dem Buche von Kummer sind der zweiten Auflage von 1935 entnommen und nirgendwo geändert oder entstellt, sondern wörtlich wiedergegeben. Gehässigkeit innerhalb dieses Aufsatzes dürfte man wohl nur in den Zitaten selbst finden, und zwar richten sie sich gegen den obersten germanischen Gott, gegen dessen Verunglimpfung sich allerdings der „heimatsichere Sinn" mit allem ursprünglichen germanischen Zorne aufgelehnt hat (wofür uns von zahlreichen Lesern und auch von vielen „führenden Wissenschaftlern" Beifall gezollt wurde). Dagegen ist der Urheber dieser Zitate nirgendwo persönlich angegriffen worden, obschon er selbst mit Wendungen wie „romhörig" und ähnlichen etwas leichtfertig umzugehen pflegt (vgl. „Nordische Stimmen", Jahrgang 1932 u. a.).

Auf einer Stufe, die durch „Reime" wie „Galgenvögel — anonyme Flegel" gekennzeichnet wird, gedenken wir uns nicht auseinanderzusetzen. Einen Gegenangriff, der sich wirklich und mit aller Schärfe auf die angeschnittenen Fragen richtet, die für unser germanisches Selbstbewußtsein brennend sind, wie wenige andere — einen solchen Gegenangriff würden wir dagegen wärmstens begrüßen. Der Hauptschriftleiter.

Zeitschriftenschau

Rasse, 4. Jahrg., 1937, Heft 5. Rudolf Wiggers, **Vom Stil des Reisens und Wanderns im deutschen und im arabischen Märchen.** Obgleich das deutsche und vor allem das arabische Märchengut nicht einheitlicher Herkunft ist, lassen sich doch in ihnen bezeichnende Grundhaltungen aufweisen. W. verdeutlicht das in den Schilderungen des Reisens und Wanderns. Zwei Stile heben sich voneinander ab: „der des planlosen Schweifens und Jagens als Ausdruck der Beutegier und der des hochgemuten Wanderns als Ausdruck eines inneren Dranges in die Ferne zur unbekannten Aufgabe hin."

Forschungen und Fortschritte, XIII. Jahrg., Nr. 15, 20. Mai 1937. Franz Steinbach, **Volksgeschichte und politische Geschichte an der deutschen Westgrenze.** Steinbach berichtet über die Ergebnisse der Forschungen von Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (Bonn 1937, Röhrscheid-Verlag), dessen Hauptthese er zustimmt. Petri habe den Nachweis erbracht, daß die fränkische Reichsbildung auf der Grundlage breiter germanischer Volkssiedlung in Nordgallien erfolgt ist. Die bisher herrschende Ansicht, daß „die Franken nur bis zur Sprachgrenze als Siedler in breiter Front, darüber hinaus bloß als politische Eroberer vorgerückt seien", sei durch Petris Forschungen endgültig überwunden. Von archäologischer Seite stimmte H. Zeiß (Historische Zeitschrift, Heft 1, 1937) Petri zu, während Gamillscheg Bedenken geltend machte.

Vergangenheit und Gegenwart, 27. Jhrg., Heft V, Mai 1937. Gustav Köhler, **Die Bekehrung der Burgunder zum Christentum.** Eine gründliche Arbeit, die sich im ersten Teil mit der These H. von Schuberts auseinandersetzt und zeigt, daß „der Arianismus bei den Burgundern traditionell war, obgleich auch der Katholizismus in einigen Familien Eingang gefunden haben mochte." Wichtig sind die Ausführungen des Verfassers über die Verbindungslinien vom urnordischen Sonnenglauben zum Arianismus, zu dem die Germanen keineswegs aus irgendwelchen Erwägungen theologisch-dogmatischer Fragen hinneigten. Köhler glaubt, daß der Arianismus der Ostgermanen zu einer rom-unabhängigen germanisch-christlichen Kultur hätte führen können, wenn diese Entwicklung nicht durch die Franken aus politischem Egoismus zerstört worden wäre. Die Arbeit von Edmund Weber, Das erste germanische Christentum (Leipzig, A. Klein-Verlag) berücksichtigt der Verf. bedauerlicherweise nicht.

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 13. Jahrgang 1937, Heft 5/6. Dies reichhaltige Doppelheft des Nachrichtenblattes ist der rheinischen Vorgeschichte gewidmet. Die Museumsleitungen und Institute in Bonn, Trier und Duisburg berichten über ihre Ausgrabungstätigkeit seit 1933. / Prof. Dr. Erwin Mehl, Wien, **Altgermanisches Bergsteigertum. Rhythmus,** Monatsschrift für deutsche Kultur. 15. Jahrgang, Heft 6 und Heft 7/8. Den bisherigen Sportgeschichten war das altgermanische Bergsteigertum unbekannt, obgleich es sehr gut bezeugt ist. Mehl ordnet die Belege in zwei Abschnitte: 1. Nachrichten der Römer und Griechen und 2. Altnordische überlieferung. Beide Nachrichtenquellen ergänzen sich auch in dieser Frage in überraschender Weise und ergeben ein lebendiges Bild des germanischen Bergsteigertums. Mehls Arbeit ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der germanischen Leibesübungen überhaupt. Mit größtem Recht sagt Prof. Mehl: „In bezug auf ihre Stellung innerhalb der Erziehung und im öffentlichen Leben können sich diese altnordischen Leibesübungen ohne weiteres mit den vielgerühmten hellenischen vergleichen, an Kühnheit und Reichhaltigkeit der Formen übertreffen sie sie weitaus. Nur die humanistische Einstellung unserer Kultur und besonders der Schule hat bisher ihre gebührende Schätzung verhindert." Die Arbeit Prof. Mehls verdient weiteste Verbreitung und aufmerksamste Beachtung, sie ist ein sehr schöner Beitrag zur Germanenkunde. / Dr. Plaßmann, **Das heilige Brot. F. M.-Zeitschrift,** 4. Jahrg., Folge 8, August 1937. Jeder Deutsche kennt die Sinnbilder darstellenden Festgebäcke, das „Gebildbrot"; man weiß auch um die Heiligkeit des Brotes im Volksglauben, und viele kennen die weitverbreiteten Sagen von der Bestrafung des Brotfrevels. Sonderbarerweise sind sich aber die wenigsten darüber klar, daß die Heiligkeit des Brotes im germanischen

Mythos wurzelt. Plaßmann zeigt dies in überzeugender Weise. Damit wird ein dankbares Thema umrissen, das einmal eine umfassende Behandlung verdiente. / **Archiv für Religionswissenschaft.** Heft 1/2, 1937. Das Archiv für Religionswissenschaft berücksichtigt seit 1936 besonders die Religion der indogermanischen Völker, vor allem der Germanen (vergl. die Vorrede des Jahrgangs 1936 und den Leitaufsatz von Friedrich Pfister „Die germanische Religion"). Dabei ist es seiner alten Tradition treugeblieben und leistet gediegene wissenschaftliche Arbeit; zu dem Mitarbeiterstab gehören vor allem deutsche, holländische und schwedische Gelehrte. Das neue Doppelheft enthält folgende Arbeiten, die den Germanenkundler besonders angehen: Merkel, Anfänge der Erforschung germanischer Religion; Hauer, Religion und Rasse; Pfister, Probleme der religiösen Volkskunde; Otto Weinreich, Zur religiösen Volkskunde Altbayerns; Fr. Behn, Die nordischen Felsbilder. Merkel berichtet über die Erforschung der germanischen Religion vor Grimm; Hauer kritisiert vernichtend die verfehlte Arbeit von Christel M. Schröder über „Rasse und Religion"; Weinreich würdigt die Veröffentlichungen von Rud. Kriß zur religiösen Volkskunde Altbayerns, die ausgezeichnete Forschungsarbeit bedeuten, „geleitet von Liebe zur Heimat und Einfühlungsvermögen in lebendige Volksreligiösität.". / **De Wolfsangel,** 2. Jg., Nr. 1, Juli 1937. Die Herausgabe der Wolfsangel übernimmt mit der ersten Nummer des 2. Jahrganges die Stiftung „Der Vaderen Erfdeel", Werkgemeenschap voor Volkskunde. Der große Leitaufsatz der vorliegenden Nummer handelt über das Odalzeichen und bringt viele gute Abbildungen. / Bruno Schier, **Der deutsche Einfluß auf den Hausbau Osteuropas. NS. Monatshefte,** Nr. 86, Mai 1937. Der durch sein Werk „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa" rühmlich bekannte Verfasser gibt eine auf gründlicher Forschung beruhende Darstellung des germanisch-deutschen Einflusses auf den westslawischen Hausbau. „Es gibt auf westslawischem Boden kein flur-, siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das nicht eine Spur deutschen Einflusses erkennen ließe ... Auch die slawische Forschung hat stets mit Anerkennung vermerkt, daß die westslawische Stadt als Siedlung und wirtschaftlicher Organismus auf deutschen Ursprung zurückgeht."

Dr. O. Huth.

Mitteilung: II. Nordischer wissenschaftlicher Kongreß „Tracht und Schmuck"

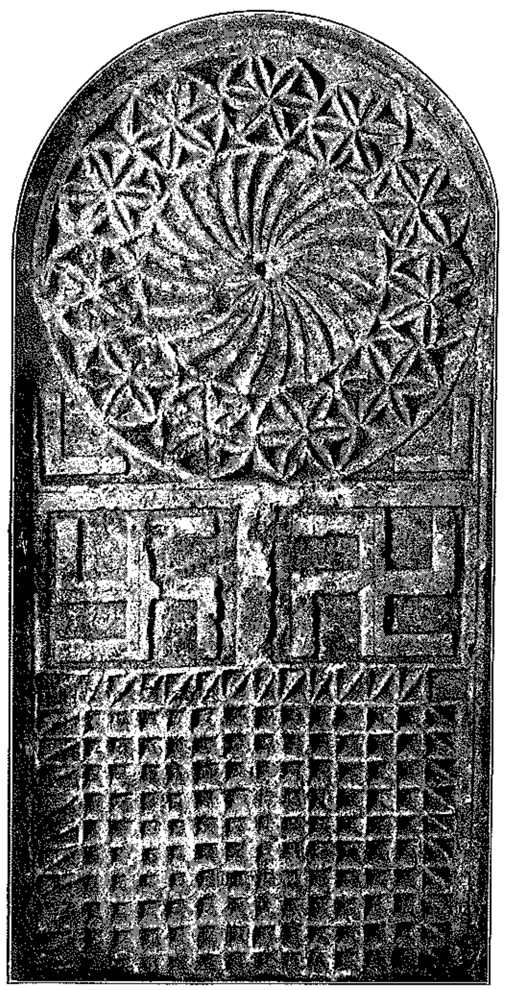
Zum zweiten Male treten in der Zeit vom 30. August bis 4. September 1937 in Lübeck die Forscher und Freunde der Vor- und Frühgeschichte sowie der Volkskunde zusammen, um im Rahmen des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck" von diesen beiden Hauptgebieten der einschlägigen Wissenschaft aus gemeinsam Fragen und Probleme von Tracht und Schmuck zu behandeln, nachdem bei dem ersten Kongreß Haus und Hof im nordischen Raum im Vordergrund der Erörterungen standen. Wie erfolgreich der vorjährige Kongreß verlaufen ist, mag daran zu ermessen sein, daß in diesem Jahre fast alle nordisch-germanischen Staaten Europas durch ihre wissenschaftlichen Fachleute vertreten sein werden. Das Programm der Vortragsveranstaltungen, das in Kürze veröffentlicht wird, sieht insgesamt rund vierzig Vorträge vor, die von Vertretern aus folgenden Staaten bestritten werden: Belgien, Dänemark, Finnland, Holland, Island, Lettland, Norwegen, Österreich, Tschechoslowakei, Schweden und Deutschland. Der erste Teil des Kongresses beschäftigt sich mit den Fragen von Tracht und Schmuck vom vor- und frühgeschichtlichen Standpunkt aus, während im zweiten Teil die volkskundliche und historische Seite behandelt wird.

Nähere Mitteilungen und Einladungen stehen beim Vorbereitenden Komitee des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck", Berlin W 9, Schellingstraße 6, zur Verfügung.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler. Leipzig C1. Printed in Germany.

Leipzig, September 1937 Heft 9

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens